Schmid
241

Hedwig u. Emilie
Kurst.

P. C. Geissler gez. Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg.

Im Kreuze ist Heil.

Das hölzerne Kreuz und die Edelsteine.

Zwei Erzählungen
von dem Verfasser
der
Ostereier.

[d.i. Christoph von Schmid]

Mit einem Stahlstich.

Louis Finsterlin in München.
1843.

1970. 211

Stadtbibliothek
Augsburg

An den
freundlichen Leser!

Von der ersten Erzählung **„das hölzerne Kreuz“** erscheint hier die dritte Auflage. In der Vorrede zur ersten Auflage hat der Verfasser den Wunsch geäußert: Gott gebe, daß mehrere Familien sich an dieser christlichen Gärtnerfamilie ein Beispiel nehmen, und in deren Begebenheiten und Betragen — Stärkung im Vertrauen auf Gott, und Trost und Beruhigung in ähnlichen Leiden finden mögen!

Dieser Wunsch ging in Erfüllung; die Erzählung hat vielen Leidenden Trost gewährt. Gott wolle Seinen Segen ferner darauf legen!

Die zweite Erzählung „**die Edelsteine**" wurde der ersten beigefügt, weil daraus zu ersehen ist: Jede, auch die geringste Abweichung von dem geraden Wege ziehe Leiden nach sich; Gott sende die Leiden, um die Menschen, gleich dem Golde im Feuer, zu läutern; ächte Frömmigkeit und Tugend seyen die kostbarsten Edelsteine.

Der gütige Gott wolle auch diese zweite Erzählung nicht ohne Segen bleiben lassen!

Der Verfasser.

Das
hölzerne Kreuz.

Erstes Kapitel.

Das Münster.

Die Frau von Linden, eine reiche adelige Wittwe, lebte seit dem Tode ihres Gemahls auf ihrem Schlosse in ländlicher Stille, und ward wegen ihres Verstandes, ihrer ungeheuchelten Frömmigkeit und ihrer Wohlthätigkeit gegen die Armen von der ganzen Nachbarschaft allgemein verehrt und geliebt.

Einst mußte sie wegen wichtiger Angelegenheiten sich in die Hauptstadt begeben und brachte dort gegen drei Wochen sehr beschäftigt zu. Am Tage vor ihrer Rückreise wollte sie gegen Abend noch einen Spaziergang um die Stadt machen. Es

war Sonntag und nach langem Regen ein unvergleichlich schöner Frühlingstag. Die Einwohner der Stadt strömten, festlich gekleidet und frohen Sinnes, den Thoren zu, den herrlichen Abend im Freien zu genießen. Frau von Linden war bereits auf dem Wege zum Thore, und wollte zu ihrer Begleitung nur noch eine Freundin abholen. Da kam es ihr auf einmal in den Sinn, die Hauptkirche der Stadt, das Münster, an dem sie eben vorbeiging, noch einmal zu besehen. Zu dieser Stunde, dachte sie, würde sie dieses Wunder alter Baukunst am bequemsten betrachten können, ohne Jemand in seiner Andacht zu stören, oder von Jemand in ihren Betrachtungen gestört zu werden.

Mit frommer Ehrfurcht trat sie durch die Hauptpforte in den ehrwürdigen Tempel. Das hohe, erhabene Gewölbe, die langen Reihen prächtiger Säulen, die Farbenpracht der bemalten Fenster, der Hochaltar in der tiefen Entfernung des

Chors, die Dämmerung und Stille an diesem gottgeweihten Orte, das Majestätvolle des ganzen Baues erfüllte sie mit Bewunderung, und in ihrem Herzen regten sich die Gefühle der Anbetung, und leise Ahnungen von der Nähe des Unendlichen. Sie kniete sogleich in dem nächsten Stuhle nieder, und blieb da einige Zeit in sich versunken und still betend knien.

Hierauf ging sie in dem Hauptgange des Tempels langsam vorwärts, stand öfter betrachtend still, und sprach endlich bei sich selbst: „Welch ein Denkmahl von dem tiefen Gefühle der Ehrfurcht und Anbetung, das die Vorwelt gegen Gott hatte, ist dieser Bau! Wie mächtig und stark muß dieses Gefühl seyn, wie tief in dem menschlichen Herzen gegründet, daß es etwas so Großes und Herrliches zu Stande bringen konnte! Wie viele Menschen mußten sich vereinigen, welche Anstrengung, welcher Aufwand, welche Ausdauer wurde erfordert, bis — wie die Geschichte

sagt, erst nach einem Jahrhundert — dieser Tempel endlich da stand, und die Menschen hier ihren Schöpfer gemeinschaftlich anbeten konnten!!"

Sie besah hierauf die einzelnen Merkwürdigkeiten, besuchte die Nebenaltäre und Seitenkapellen des großen, herrlichen Tempels, und betrachtete die alten, vortrefflichen Gemälde voll Kraft und Ausdruck, auf denen die Botschaft des Engels und die heilige Jungfrau; die Geburt des Herrn, Sein Leben und Tod, Seine Auferstehung und Himmelfahrt; die hohen Apostel und heiligen Märtyrer, und viele heilige Frauen und Jungfrauen mit den lebhaftesten Farben den Augen gleichsam als gegenwärtig dargestellt wurden. Die vornehmsten Begebenheiten aus der Geschichte Jesu, der Apostel, der ersten Kirche gingen so vor ihren Blicken vorüber, und weckten in ihrem Herzen heilige Empfindungen und edle Entschließungen.

Vor jedem der marmornen Grabmahle blieb sie stehen, und las die Inschriften, die in uralten, ihr ungewohnten Buchstaben Nachricht gaben von denkwürdigen Männern und tugendhaften Frauen, die vor Jahrhunderten gelebt hatten. Nirgends erblickte sie einen Menschen, beständiges Schweigen herrschte unter den hohen Gewölben. Sie vernahm nichts, als ihren Fußtritt, und nur, wie aus weiter Ferne her, tönte das Getümmel draußen auf den Straßen.

Die Schauder der Vergänglichkeit bebten durch ihre Seele, da sie so, als die einzige Lebende, über dem Staube verstorbener Menschengeschlechter und unter Todesdenkmahlen wandelte. Sie dachte mit Wehmuth daran, wie Alles auf Erden so gar eitel und vergänglich sey; sie erinnerte sich an ihre verstorbenen Eltern, Freunde und Verwandte; der Gedanke an ihren eigenen bevorstehenden Tod machte sie bekümmert und traurig. Allein die

tröstlichen Sprüche auf den Grabsteinen brachten wieder Trost in ihre trauernde Seele und erfüllten sie mit froher Hoffnung der Unsterblichkeit. Mit frommer Rührung las sie auf einem Grabmahle die Worte Jesu: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an Mich glaubt, der wird leben, wenn er schon gestorben wäre. Und ein jeder, der da lebt und an Mich glaubt, wird in Ewigkeit nicht sterben.“ Eben so ging ihr der Ausspruch Jesu auf einem andern Grabsteine sehr zu Herzen: „Es kommt die Stunde, da Alle, die in den Gräbern sind, die Stimme des Sohnes Gottes hören werden. Die da Gutes gethan haben, werden hervorgehen zur Auferstehung des Lebens, die aber Böses gethan haben, zur Auferstehung des Gerichts.“

Ganz besonders rührte sie noch das Grabmahl einer frommen Frau, die in dieser Welt Vieles gelitten und viel Gutes gethan hatte. Es standen da die Worte

der heiligen Schrift mit goldenen Buchstaben geschrieben: „Selig sind die Todten, die im Herrn starben. Denn der Geist spricht: Sie ruhen jetzt von ihren Mühseligkeiten aus, und ihre Werke folgen ihnen nach.“

Frau von Linden nahm sich vor, so lange sie noch auf Erden wandeln würde, die Mühseligkeiten des Lebens geduldig zu übertragen, und so viel nur immer in ihren Kräften stand, Gutes zu thun.

Zweites Kapitel.

Das betende Kind.

Als Frau von Linden abermals in eine Seitenkapelle des herrlichen Tempels trat, erblickte sie ein kleines, ganz schwarz gekleidetes Mädchen von etwa acht Jahren, das ganz allein auf der Stufe des Altars kniete. Das Kind betete mit festgefalteten Händen so andächtig, und blickte so unverwandt zu dem Altare auf, daß es gar nicht darauf achtete, wer da vorbei gehe. Die hellen Thränen tröpfelten ihm über die blühendrothen Wangen. Das schöne, unschuldvolle Gesicht des Kindes hatte einen Ausdruck von Wehmuth und

Ergebung, von Andacht und Innigkeit, der über alle Beschreibung ging.

Die Frau von Linden empfand das innigste Mitleiden, das herzlichste Wohlwollen, ja selbst eine Art von Ehrfurcht gegen das betende Kind. Sie wollte es in seiner Andacht nicht stören. Erst als es von dem Gebete aufstand, näherte sie sich dem Kinde, und sprach mit sanfter Stimme: „Du bist wohl sehr traurig, liebe Kleine! Was fehlt dir, und warum weinest du?"

„Ach, sagte das Kind, und die Thränen flossen ihm aufs Neue über die Wangen, „vor einem Jahre an eben diesem Tage ist mein Vater gestorben, und heut vor acht Tagen haben sie meine Mutter begraben!"

„Um was hast du den lieben Gott denn so herzlich gebeten?" fragte die Frau weiter.

„Daß Er Sich meiner erbarme," antwortete das Kind. „Ich habe keine andere Zuflucht, als zu Ihm. Zwar bin ich noch bei den Leuten, in deren Hause wir zur Miethe wohnten. Allein bleiben kann ich da nicht. Morgen soll ich weiter; das hat mir der Hausherr erst heute wieder gesagt. Ich habe in der Stadt wohl noch einige Verwandte, und wünschte wohl recht herzlich, daß Einer oder der Andere sich meiner erbarmen, und mich annehmen möchte. Auch der Herr Pfarrer an dieser Kirche, der meine selige Mutter während ihrer Krankheit öfter besucht und ihr unbeschreiblich viel Gutes gethan hat, sagte es ihnen sehr nachdrücklich, es sey ihre Pflicht, mich anzunehmen. Allein sie können nicht einig werden, wer die Last übernehmen soll, mich zu erziehen. Ich kann ihnen das auch nicht übel nehmen; denn sie haben selbst viele Kinder, und nichts dazu, als was sie mit ihrer Handarbeit täglich verdienen."

„Armes Kind!“ sprach die Frau von Linden, „da ist es wohl kein Wunder, daß du traurig bist.“

„Freilich wohl,“ sagte das Kind, „ich kam auch recht traurig hieher; aber der liebe Gott hat mir auf einmal alle Traurigkeit vom Herzen hinweggenommen; ich bin nun ganz getrost, und habe keine Sorge mehr, als nur immer nach Seinem Willen zu leben, damit Er Wohlgefallen an mir haben könne.“

Die Worte des schuldlosen Kindes, und die Redlichkeit, die ihm aus seinen rothgeweinten Augen blickte, drangen der edlen Frau durch das Herz. Sie blickte das Kind so freundlich, wie eine zärtliche Mutter an, und sagte: „Ich denke, Gott hat dein Gebet erhört, meine liebe Kleine! Bleibe bei deinem Vorsatze; bleibe immer so fromm und gut, und sey getrost. Dir soll geholfen werden. Komm mit mir!“

Die gute Kleine sah die fremde Frau verwundert an, und blieb unentschlossen stehen. „Ja, wohin denn?“ sagte sie; „ich darf nicht, ich muß nach Hause.“

Die Frau von Linden sprach: „Ich kenne den würdigen Herrn Pfarrer, der, wie du sagst, deiner kranken Mutter so viel Gutes erwiesen hat, sehr wohl. Zu ihm wollen wir gehen. Mit ihm will ich überlegen, wie dir zu helfen sey.“

Nachdem sie dieses gesagt hatte, bot sie dem Kinde liebreich die Hand, und das Kind ging nun voll Freuden mit ihr.

Drittes Kapitel.

Ein würdiger Geistlicher.

Der vortreffliche Pfarrer, ein etwas betagter Mann, so ehrwürdig von Aussehen, fast wie ein Apostel, stand mit frohem Erstaunen von seinem Schreibtische auf, als er die Frau mit dem Kinde an der Hand hereintreten sah. Frau von Linden erzählte ihm, wie sie das Kind eben jetzt erst kennen lernte, und hieß das Kind dann ein wenig hinausgehen, weil sie mit dem Herrn Pfarrer noch besonders zu reden habe.

„Lieber Herr Pfarrer!" sprach sie nun, als das Kind hinaus war, „ich habe im

Sinne, dieses Mädchen zu mir zu nehmen, und Mutterstelle an ihm zu vertreten. Meine eigenen Kinder starben alle in ihrem zarten Alter. Mein Herz sagt mir, daß ich die Liebe, die ich zu ihnen hatte, diesem Kinde zuwenden könnte. Doch wünschte ich zuvor noch zu erfahren, ob Sie, der Sie sowohl die Eltern, als auch das Kind genauer kennen, mir dazu rathen. Was sagen nun Sie dazu? Ich möchte mein kurzes, schnell vorüber gehendes Dasein auf Erden gern mit einer oder der andern wohlthätigen Handlung bezeichnen. Glauben Sie, daß die Wohlthat, die ich diesem Kinde erweisen möchte, gut angewandt wäre?"

Der fromme Mann erhob seine Augen, in denen Freudenthränen glänzten, und seine gefalteten Hände anbetend zum Himmel, und sprach: „Gottes heilige Vorsicht sey ewig gepriesen! Ein größeres Werk der Barmherzigkeit können Sie nicht leicht thun — und ein frömmeres, sittsameres

und verständigeres Kind könnten Sie auch nicht leicht finden, als die kleine Sophie. Ihre beiden Eltern waren die rechtschaffensten Leute von der Welt; wahrhaftig fromm und christlich. Sie gaben diesem ihrem einzigen Kinde eine sehr gute Erziehung. Schade, daß sie dieselbe nicht vollenden konnten! — O ich werde es nie vergessen, mit welchem Kummer die sterbende Mutter auf dieses ihr innig geliebtes Kind hinblickte, das weinend und schluchzend unten an ihrem Sterbebette stand — mit welchem vertrauensvollen Blicke sie aber auch zum Himmel aufsah, und die Worte sprach: „Du, Vater im Himmel, wirst auch hier Vater seyn. Du wirst dieser meiner Tochter eine andere Mutter geben. Das weiß ich gewiß, und sterbe getrost.“ Diese Worte der frommen Mutter werden nun erfüllt — es ist augenscheinlich, daß Gott, der Allmächtige, Sie, verehrungswertheste, gnädige Frau, dazu auserkohren hat, die zweite Mutter dieses Kindes zu werden. Deßwegen mußten Sie in

die Hauptstadt kommen; deßwegen gab Gott es Ihnen in den Sinn, vor Ihrer Abreise noch Seinen Tempel zu besuchen. Es ist offenbar Sein Werk. Seine heilige Vorsehung sey dankbar gepriesen!"

Der würdige Pfarrer rief nun die arme Waise herein, und sprach: „Sieh, Sophie, diese fromme, gute, verehrungswürdige Frau will deine Mutter seyn. Es ist dieses für dich ein sehr großes Glück, das der liebe Gott dir beschert. Willst du nun mit ihr gehen und ihr eine gute Tochter werden?"

Sophie sagte freudig: „Ja!" und fing an vor Freude zu weinen. Sie konnte vor Weinen nicht weiter reden. Sie dankte der gnädigen Frau blos mit Blicken, und küßte ihr stillschweigend die Hand.

„Sieh, mein Kind," fuhr der Pfarrer fort, „wie Gott für dich sorgt! Da deine selige Mutter auf dem Sterbebette

lag, hatte er diese deine zweite Mutter, ohne daß wir etwas davon wußten, schon hieher geführt, und Er ließ sie nicht von hier abreisen, bevor sie dich gefunden und zu ihrer Tochter angenommen hatte. Erkenne darin Seine liebevolle Vatersorgfalt! Liebe Ihn von ganzem Herzen, den lieben, guten, barmherzigen Gott, der sich deiner so sichtbar annimmt; vertrau auf Ihn, und halte Seine Gebote. Sey gegen die gnädige Frau, diese deine neue Mutter, die dir Gott gegeben hat, ein so gutes, folgsames Kind, wie du es gegen deine verstorbene Mutter warst. Dann wird die gnädige Frau an dir Freude erleben, und es wird dir wohl gehen! Merke dir noch dieses besonders: Es werden dir in deinem künftigen Leben zwar Leiden und Trübsale nicht ganz ausbleiben; allein bete dann mit einem eben so kindlichen Vertrauen zu Gott, wie du eben jetzt in unserer Pfarrkirche gebetet hast, so wird Er allzeit dein treuer Helfer seyn, wie Er dir eben jetzt geholfen hat.“

Nun wurden noch die Verwandten des Kindes gerufen. Sie machten nicht die geringste Einwendung dagegen, daß die gnädige Frau die arme Waise annehmen wolle. Sie freuten sich vielmehr darüber, und waren mit Allem sehr zufrieden. Eine noch größere Freude und Zufriedenheit zeigten sie aber, als die Frau von Linden erklärte, sie wolle das Mädchen so annehmen, wie es stehe und gehe, und die kleine Verlassenschaft der Verstorbenen, nebst Sophiens übrigen Kleidern, ihnen und ihren Kindern überlassen. Sophie wünschte sich nur noch einige Andachtsbücher ihrer Mutter zum frommen Andenken, die man ihr dann auch gern überließ.

Am folgenden Morgen sehr frühe nahm die Frau von Linden Sophie zu sich in den Reisewagen, und fuhr mit ihr zurück auf ihr Schloß.

Viertes Kapitel.

Die edle Pflegemutter.

Frau von Linden war auf ihrem Schlosse spät in der Nacht mit Sophien angekommen. Da man sie erwartet hatte, so war das Abendessen schon längst bereit. Sie setzte sich zu Tische, und ließ die kleine Sophie neben sich sitzen. Sie selbst aß nur noch einiges Wenige, legte aber Sophien von Allem reichlich vor. Hierauf führte sie das Kind auf ein kleines, artiges Zimmer. „Dies," sagte sie, „ist von nun an dein Schlafzimmer. Da du das erste Mal hier über Nacht bleibest, so bete dein Abendgebet mit besonderer Andacht, und weihe gleichsam so

dieses Zimmer zu deiner Wohnung ein. Bitte den lieben Gott, Er wolle immer mit dir seyn, und dir deinen Aufenthalt dahier zum Segen gereichen lassen. Nun gute Nacht, schlaf wohl, und vergiß nicht, das Licht auszulöschen."

Sophie war über die Freundlichkeit der Frau, und noch mehr über die Güte Gottes, der so väterlich für sie gesorgt hatte, ganz entzückt. Mit Thränen des Dankes in den Augen betete sie ihr Abendgebet, und mit noch gefalteten Händen schlief sie ein.

Als Sophie Morgens erwachte, fand sie neue Ursache, sich zu freuen, und Gott zu danken. In der Stadt hatte sie in einer finstern Straße eine sehr enge, traurige Wohnung gehabt; in ihr dunkles Schlafkämmerlein hatte das ganze Jahr hindurch weder Sonne noch Mond hinein geschienen. Allein hier, in dem Schlosse, schien ihr sogleich die aufgehende Sonne in das Fenster, und weckte sie.

Sophie stand sogleich auf, trat an das Fenster, und blickte nun so recht in den vollen Frühling hinaus. Der Gemüsegarten unten am Schlosse prangte mit grünen Kräutern und farbigen Blumen aller Art. Seitwärts den Hügel hinauf zog sich der Baumgarten, der von reichlichen Blüthen fast ganz weiß und roth war. Zur andern Seite hatte man eine schöne Aussicht über artige Dörfer, wohlgebaute, bereits herrlich grünende Getreidefelder und blumige Wiesen, die von waldigen Bergen begränzt wurden. Sophie sank auf die Knie, und dankte Gott von Neuem, daß Er sie an einen so freundlichen Ort, und zu einer noch freundlichern Frau geführt habe.

Die menschenfreundliche Frau bezeigte sich gegen Sophie als eine wahrhaft liebevolle Mutter; aber auch Sophie hing mit der kindlichsten Liebe an ihr, und that Alles, was sie ihr nur an den Augen ansehen konnte, mit Freuden.

Gar oft, ehe die Frau noch ein Wort sagte, war Sophie schon auf dem Wege, Dieses oder Jenes herbeizubringen. Sie war so fromm, so aufrichtig, so bescheiden, daß die Frau das Kind mit jedem Tage lieber gewann.

Frau von Linden schickte Sophien, die bereits sehr gut lesen konnte, und auch im Schreiben und Rechnen einen guten Anfang gemacht hatte, sehr fleißig zur Schule, die durch die Wohlthätigkeit der edlen Frau sehr wohl bestellt war. Den Unterricht in der Religion erhielt Sophie mit andern Kindern von dem würdigen Pfarrer des Dorfes, der die Schule fast täglich besuchte, und ein wahrer Kinderfreund war. Sophie war nicht nur die aufmerksamste Schülerin, sondern sie befliß sich auch, die guten Lehren, die sie in der Schule hörte, zu Hause getreulich zu befolgen.

Außer der Schulzeit mußte Sophie in der Küche und dem Garten, so viel

es ihre Kräfte erlaubten, mithelfen, theils um jede Arbeit frühzeitig zu lernen, theils damit sie, von Kindheit auf, an ein arbeitsames Leben gewöhnt würde. Wenn es sonst nichts zu thun gab, durfte sie mit ihrer Strickerei oder ihrem Spinnrädchen auf das Zimmer der gnädigen Frau kommen, und die Gespräche der frommen, gebildeten Frau waren für sie sehr lehrreich. In der Folge unterrichtete die gnädige Frau selbst sie noch im Nähen und Sticken, und lehrte sie alle, einer guten Haushälterin nöthige Geschäfte.

Die verständige Frau ließ Sophie auch sehr schön und anständig, aber nur bürgerlich kleiden. „Denn" sagte sie, „manche Bürgermädchen, die sich über ihren Stand kleiden, finden schwer eine gute Versorgung. Dem Bürgersmanne sind sie zu vornehm, und den Vornehmen sind sie zu gering."

Unter der Aufsicht und Leitung einer so vortrefflichen Erzieherin wuchs Sophie

auf, und ward in ihrer bürgerlichen Kleidung recht das Bild einer unschuldigen, bescheidenen Jungfrau. Sie blühte, — weil nie eine unlautere Begierde ihr Herz entweiht hatte, — schöner als eine Rose. Manches geputzte Fräulein, das durch Zorn, Tanzwuth, oder andere böse Leidenschaften ihre schöne Gestalt zerstört hatte, beneidete das liebliche Bürgermädchen um ihr blühendes Aussehen.

Fünftes Kapitel.

Die gute Pflegetochter.

Sophie hatte bei Frau von Linden über zehn Jahre sehr vergnügt und glücklich zugebracht. Allein nun wurde die vortreffliche Frau krank. Sophie wurde nun die zärtlichste Verpflegerin ihrer theuern Pflegemutter, und bediente sie mit einer Liebe, als wäre die Frau ihre eigene Mutter. Sophiens Sorgfalt für die geliebte Kranke erstreckte sich auf die kleinsten Dinge. Sie sprach immer so sanft, und ihre Fußtritte waren immer so leise, daß die Kranke nicht im Geringsten beunruhigt wurde. Sie öffnete und schloß die Thüre so still und ohne Geräusch, daß man es kaum hörte. Frau von Linden hatte in ihrer Krankheit

Niemanden lieber um sich als sie. Oft saß Sophie ganze Nächte hindurch in dem Lehnsessel des düstern Krankenzimmers, das nur von einem dämmernden Nachtlichte schwach erhellt war, und wenn sie auch etwas einschlummerte, so eilte sie auf das leiseste Geräusch der Kranken wieder herbei. Die Frau war sehr lange krank, und Sophie ward nicht müde, sie zu bedienen.

Frau von Linden wußte diese kindliche Liebe zu schätzen, und segnete den Augenblick, da sie Sophien zu sich genommen hatte. Einmal, in einer rauhen, sehr kalten Winternacht, in der die Kranke sich schlimmer, als je befand, verlangte sie Thee. Sophie machte in der Küche den Thee, und brachte ihn, zitternd vor Frost, an das Bett. Frau von Linden trank ihn, gab die Schale zurück und sagte: „Liebe Sophie, du thust sehr viel für mich! Eine Tochter könnte nicht mehr für mich thun. Gott vergelte es dir. Und auch ich werde es dir nicht ganz unbelohnt lassen. Ich habe dich

in meinem Testamente bedacht. Liebe läßt sich zwar nicht bezahlen. Du wirst aber doch sehen, daß ich nicht undankbar bin. Ich habe dir eine Summe ausgesetzt, daß deine Armuth kein Hinderniß mehr seyn wird, dich ordentlich zu verheirathen. Nach meinem Tode wirst du es erfahren."

Sophie weinte, und bat, doch nicht mehr vom Sterben zu reden.

Allein die edle Frau sagte: „Weine nicht, gutes Kind! Der Tod ist nicht so fürchterlich, als er scheint. Er ist ein ernster Freund — aber doch ein Freund, der uns aus dem Gefängnisse, in dem wir schmachten, aus diesem hinfälligen Leibe, befreit, und uns das Thor in eine schönere Welt aufthut. Ich freue mich, bald Denjenigen zu sehen, an Den ich geglaubt habe, ohne Ihn zu sehen. Bleibe von Herzen fromm, liebe Sophie, wandle stets auf Gottes Wegen, habe unsern göttlichen Erlöser, der aus Liebe zu uns am Kreuze

starb, stets von Herzen lieb, thue nie etwas Böses, und immer nur Gutes, so wird dir einst der Tod auch leicht und süß seyn! — Es ist nichts Schreckliches, von allen Leiden befreit zu werden, und es besser zu bekommen."

Frau von Linden schwieg eine Weile. Sie hatte ein kleines hölzernes Kreuz in der Hand. Das Bildniß des Gekreuzigten war mit altdeutscher Kunst in das Holz sehr anmuthig eingeschnitten. Sie küßte es mit Thränen frommer Rührung, und sagte: „Noch sehe ich Ihn, meinen Erlöser, nur in diesem Bildnisse! Aber bald — o der Freude! — bald von Angesicht zu Angesicht! Bis dahin erinnert mich dieses Bildniß — so unendlich weit es auch unter dem Urbilde ist! — dennoch an die große Liebe, mit der Er für mich am Kreuze blutete, erblaßte, Sein Haupt neigte und starb!"

„Glaube mir, liebe Sophie," sprach sie über eine Weile, „Er war schon hier

auf Erden mein bester Freund; das habe ich oft an meinem Herzen erfahren. Die süßesten Stunden meines Lebens sind die, die ich in Betrachtung Seines Wortes, Seines Beispiels, Seiner Liebe bis zum Tode, und im Gebete und Herzensumgange mit Ihm zugebracht habe. Es ist für uns Menschen kein anderes Heil, als im Glauben an Ihn, und in Vollbringung Seines Wortes! Wenn wir im Leiden auf Ihn vertrauen, so läßt Er es uns nie an sicherm Troste fehlen!"

„Und so, meine gute Sophie," sprach sie noch mit schwacher Stimme, „finde ich in Seinen Worten auch jetzt den letzten Trost. Er sagte es ja Seinen Jüngern so treulich: „In Meines Vaters Hause sind viele Wohnungen — wenn es anders wäre, hätte Ich es euch gesagt. Ich gehe hin, euch dort eine Stätte zu bereiten." So sprach Er, und ich denke, meine Stätte ist bereit — mein Herr kommt und ruft mich, und ich folge Ihm mit Freude."

Sie wollte noch Einiges sagen. Allein ihre Stimme brach. „In Deine Hände,“ sagte sie jetzt noch ganz schwach und leise, „empfehle ich meinen Geist!“ und dieses waren ihre letzten vernehmlichen Worte. Sie ward sehr schwach und schloß die Augen. Sophie weckte die Leute des Hauses. Der Herr Pfarrer ward gerufen. Er betete der Sterbenden vor. Sie öffnete die Augen, und winkte, daß sie ihn verstehe. Man sah, daß sie still mitbetete. Nach einer Stunde verschied die fromme, gottselige Frau, und Sophie weinte so heiße Thränen, wie damals, als ihre eigene Mutter gestorben war.

Sechstes Kapitel.

Die Erbschaft.

Da Frau von Linden in der ganzen Gegend weit umher aufrichtig verehrt wurde, und da besonders die Armen in ihr die größte Wohlthäterin verloren hatten, so fand sich bei dem Leichenbegängnisse eine große Menge Menschen ein, und unzählige Thränen wurden dabei vergossen. Auch viele vornehme Anverwandte waren, in tiefe Trauer gekleidet, dabei zugegen.

Nachdem die traurige Feierlichkeit geendigt war, wurde das Testament eröffnet. Sophien waren zwei tausend Thaler ausgemacht. Die Zinsen hatte sie von dem Tage an, wo das Testament eröffnet ward,

zu genießen; das Kapital aber war zu ihrem Heirathsgute bestimmt. Ueberdies ward ihr gestattet, aus den Kostbarkeiten der Verstorbenen eines der schönsten Stücke, was für eines sie nach reifer Ueberlegung nur immer verlangen würde, sich zum Andenken auszuwählen.

Einige der Herren Vettern und Frauen Basen hatten über die zwei tausend Thaler große Augen und verdrießliche Gesichter gemacht. Die jungen Fräulein aber waren über den Verlust des schönsten Stückes aus dem Schmucke der seligen Tante höchst unzufrieden. Sie sagten indeß mit verstellter Freundlichkeit zu Sophien: „Sieh, dieses Kleid von prächtigem Stoffe mit den farbenreichen Blumen nimm! Schau' es nur einmal recht an! Die Blumen sind von so seltener Art, daß noch kein Mensch dergleichen gesehen hat, und jeder Blumenstrauß ist beinahe so groß, als ein Teller. Und wie dicht der Stoff gewebt ist! Wenn man das Kleid nur so hinstellte, ohne es

anzuziehen, so bliebe es aufrecht stehen. Es war das Brautkleid der seligen Tante. Herrlicheres gibt es nichts! Das gibt einmal ein Brautkleid für dich."

Einer der Verwandten aber, ein Herr von Hagen, ein sehr rechtschaffener, etwas ältlicher Offizier, sagte: „Das Kleid taugt ganz und gar nicht für Sophie. Schwätzt ihr kein solch tolles Zeug vor. Ueberhaupt habt Ihr da nichts darein zu reden. Laßt sie selbst wählen." Allein die Fräulein schalten ihn unartig, und gaben sich alle erdenkliche Mühe, Sophien bald dieses, bald jenes Stück von geringem Werthe unter großen Lobpreisungen aufzudringen.

Sophie wurde von dem vielen Zureden fast betäubt, und schien unentschlossen, was sie wählen sollte. Endlich sprach der brave Beamte, der das Testament eröffnet hatte: „Sophie ist eine arme Waise. Ich muß zufolge meiner Amtspflicht mich ihrer annehmen. Es sind Stücke da von großem

Werthe — von Gold und Edelsteinen. Die Frau von Linden hatte, wie ich zuverläßig weiß, und wie auch das Testament deutlich genug sagt, die Absicht, Sophien etwas von Werth zu hinterlassen, das ihr zur Zeit der Noth ein Nothpfennig seyn könnte. Auch wird in dem Testamente weislich darauf hingedeutet, Sophie soll die Sache zuvor wohl überlegen, damit sie sich nicht übereile. Ich gebe daher Sophien Bedenkzeit, was sie wählen wolle. Sie mag auch verständige Freunde zu Rath ziehen, und dann morgen sich erklären, was sie wünsche — und ich werde es ihr dann ausfolgen lassen.'' Hierauf gingen alle, und einige murrend und sehr unzufrieden, auseinander.

Nun schien es, daß es große Streitigkeiten abgeben würde. Die Köchin im Schlosse rieth Sophien, den Ring mit dem großen Diamant zu wählen, oder die Schnur Perlen, die alle sehr schön und ächt waren. Der alte Schloßgärtner sagte, das kleine schöne Porträt der seligen Frau, das in

Gold und Diamanten gefaßt sey, schicke sich am besten zu einem Andenken für Sophie. Die fremden Bedienten und Kammerjungfern aber behaupteten, ihre gnädigen Herrschaften würden es nie zugeben, daß Sophie etwas wähle, das ein Bürgermädchen nicht einmal tragen dürfe; denn es könne nie der Sinn der gnädigen Tante gewesen seyn, ihr etwas dergleichen zu vermachen.

Als man am andern Morgen zusammen kam, hatte der Amtmann sämmtliche Kostbarkeiten schön geordnet auf einer grünen Tafel aufgelegt. Man erblickte da Haarnadeln und Ohrenbehänge mit Edelsteinen, goldene Ketten, Spangen und allerlei Kleinode, den Diamantring, die Perlenschnur und das kleine Porträt mit Diamanten. Sophie sollte nun wählen. Die meisten Erben standen wie zum Streite gerüstet da, und besonders einige Fräulein schossen drohende Blicke auf Sophie.

Allein Sophie sagte: „O meine gnädigen Fräulein! Es ist mir nicht im Gering-

Stadtbibliothek Augsburg

sten darum zu thun, ein Andenken von Geldeswerth zu erhalten. Das kleinste unbedeutendste Stück würde, da es von einer so guten Frau ist, für mich schon den größten Werth haben. Auch hat mich die selige gnädige Frau ja mit der Summe Geldes reichlich genug bedacht, und ich habe diese nicht verdient. Da ich indeß frei wählen darf, so bitte ich mir das kleine hölzerne Kreuz aus, mit dem in der Hand die gnädige Frau starb, und das sie mit ihren letzten Thränen und mit ihrem Todesschweiße benetzte. Dies ist mir das theuerste Andenken. Es wird mich an die letzten Ermahnungen erinnern, die sie mit bereits erblaßten Lippen mir gab. Wenn ich diese guten Lehren befolge, so werde ich — im Glauben, daß es etwas Besseres als Erdengüter gebe, — Gold und Edelsteine leicht entbehren können. Der Segen der seligen Frau wird dann auf mir ruhen."

Sophiens Bitte wurde von den Anverwandten mit großem Beifall aufgenommen,

Stadtbibliothek Augsburg

und sie ertheilten ihr über ihre fromme Wahl viele Lobsprüche, obwohl sie im Herzen darüber lachten. Die Köchin aber sagte im Herausgehen: „Du bist ein dummes Ding, daß du nichts Kostbareres gewählt hast. Hast du denn nicht gesehen, wie ich dir immer winkte, und heimlich auf den Ring und die Perlenschnur deutete. Das uralte, hölzerne Kreuz hättest du so zu dir nehmen können. Kein Mensch achtete darauf, und Niemand hätte darnach gefragt. Du bist nicht klug.“

Allein der alte Gärtner sprach: „Gott segne dich, liebes Kind! Du bist eine fromme, gute, dankbare Seele. Bei dem hölzernen Kreuze da wird mehr Segen seyn, als bei Gold oder Silber, und es wird dir in der Stunde der Noth — und wohl noch in deiner letzten Stunde mehr Trost gewähren, als Perlen und Edelsteine. Denke an mich!“

Sophie verwahrte das kleine, hölzerne Kreuz in ihrem Kasten, und es war ihr

unter Allem, was sich in dem Kasten befand, das schätzbarste Stück. Das Bewußtseyn, aus Liebe zum Frieden sich mit Wenigem begnügt zu haben, gewährte ihr das reinste Vergnügen, und die seligste Beruhigung. Die eigennützigen Fräulein aber geriethen über die Theilung der Kostbarkeiten, unter einander selbst, noch in große Streitigkeiten, und hatten von der reichen Erbschaft in der That mehr Verdruß, als Vergnügen.

Siebentes Kapitel.

Die zufriedene Ehe.

Etwa ein Jahr, bevor die Frau von Linden starb, hatte der Sohn des Gärtners, ein sehr rechtschaffener, wohlgesitteter, blühender Jüngling, gewünscht, Sophie zur Ehe zu bekommen. Er hatte, da seine Mutter nicht mehr lebte, mit seinem Vater darüber gesprochen, und der Vater, der diese Wahl vollkommen billigte, hatte die Sache bei der gnädigen Frau angebracht.

Die gnädige Frau, der Sophiens Gesinnungen schon bekannt waren, hatte sich so erklärt: „Euer Wunsch, mein lieber Gärtner, und der Wunsch Eures

Sohnes ist auch der meinige. Ihr habt Euren Sohn sehr gut erzogen, und ihn von Kindheit auf zur Gottesfurcht, zur Rechtschaffenheit, zur Mäßigkeit, zu Fleiß und Ordnung gewöhnt. Er hat sich auch immer so wohlanständig und eingezogen betragen, wie es einem ehrbaren Jünglinge geziemt. Ich habe also nicht nur nichts gegen die Heirath — sondern Euer Antrag macht mir vielmehr große Freude. Allein jetzt ist's noch zu frühe, daß ihr, lieber Vater, Euern Dienst abtretet; denn Euer Wilhelm muß noch eine Zeit in die Stadt, um in der Gartenkunst, die man jetzt sehr hoch treibt, auch das noch zu lernen, was heut zu Tage von einem herrschaftlichen Gärtner gefordert wird. Kommt er nach zwei bis drei Jahren wieder zurück, und haben dann er und meine Pflegetochter noch die nämlichen Gesinnungen, nun, so werde auch ich — wenn ich anders noch lebe! — mich als Sophiens Pflegemutter bei der Hochzeit einfinden."

Mit dieser Antwort waren sowohl der Vater, als auch Wilhelm und Sophie sehr wohl zufrieden. Frau von Linden hatte dem trefflichen Wilhelm noch einige Kleidungsstücke für die Reise machen lassen, ihn mit Reisegeld versehen, und ihm ein Empfehlungsschreiben an den fürstlichen Hofgärtner mitgegeben, und Wilhelm war hierauf abgereist.

Jetzt, nach dem Tode der seligen Frau, da Sophie nicht wußte wohin, nahm der alte Gärtner sie zu sich, und sie führte ihm die Haushaltung. Ein Jahr nachher kam Wilhelm zurück — und er und Sophie bedauerten herzlich, daß die gnädige Frau bei dem Hochzeitfeste nicht mehr zugegen seyn könne. Allein Bräutigam und Braut besuchten, so wie sie an ihrem Hochzeittage aus der Kirche traten, auf dem kleinen ländlichen Gottesacker das Grab ihrer seligen Wohlthäterin, das der junge Gärtner lieblich mit Blumen geziert hatte. Beide brachten ihr für

so viele Wohlthaten unter reichlichen Thränen den herzlichsten Dank dar.

Da Wilhelm und Sophie von Herzen fromm und tugendhaft waren, einander aufrichtig liebten, und von Kindheit auf gelernt hatten, Eigensinn, Rechthaberei, üble Laune, Jähzorn und ähnliche Leidenschaften zu beherrschen, so lebten sie höchst zufrieden und vergnügt. Ihren alten Vater trugen sie gleichsam auf den Händen. Der alte Mann war hoch erfreut, seine Enkel noch zu sehen. Das erstgeborne Knäblein hatte, dem Großvater zu Ehren, in der Taufe den Namen Friedrich erhalten; das zweite Kind, ein Mägdlein, bekam zum Andenken an die selige Frau von Linden den Namen Therese. Dem guten Großvater war es Herzenslust, seine Enkel auf den Schooß zu nehmen, oder auf den Armen umher zu tragen. Die kleine Familie lebte in der seligsten Eintracht.

Allein ihr Leben blieb, wie das hier unter dem Monde nun einmal so ist, nicht frei von Leiden. Der redliche Greis genoß die Freude, bei seinen Kindern und Enkeln zu leben, nur wenige Jahre. Er starb nach einem kurzen Krankenlager. Wilhelm und Sophie waren darüber tief betrübt, und weinten bei dem Leichenbegängnisse die aufrichtigsten Thränen.

Ein Jahr darauf fiel Wilhelm von einem Baume, brach den linken Arm, und ward sonst noch sehr übel zugerichtet. Er kam zwar mit dem Leben davon, allein er konnte den Arm nicht mehr recht zur Arbeit gebrauchen, und den Gärtnerdienst nicht mehr versehen. Man bedeutete ihn, er müsse in Zeit von einem Vierteljahre die herrschaftliche Wohnung räumen; und da die neue Herrschaft sehr karg war, so wurde ihm nur ein äußerst kleines Gnadengehalt an Geld, nebst etwas Getreide und Holz, ausgeworfen.

Wilhelm war sehr traurig und niedergeschlagen, Dienst und Wohnung zu verlieren. „Wovon sollen wir nun leben,“ sagte er bekümmert, „und womit unsere Kinder erhalten?“ Er wußte seines Jammers kein Ende. Allein Sophie suchte auf allerlei Weise ihn zu trösten und zu erheitern. „Laß dir einmal ein Gleichniß sagen,“ sprach sie eines Tages. „Sieh dort im Käfig unser Kanarienvögelein, das ich noch von der gnädigen Frau habe. In ihrer letzten Krankheit war ihr sein Schlag zu laut, und sie sagte, ich solle es auf mein Zimmer tragen. Allein täglich fragte sie, ob ich nicht vergessen habe, das Vögelein zu füttern, und noch am letzten Tage ihres Lebens sagte sie, ich solle nach ihrem Tode das Vögelein mitnehmen, und wohl dafür sorgen. Ich war damals sehr bekümmert, wie es mir nach dem Tode der liebevollen Frau ergehen werde. Allein da fiel mir ein: „Sieh, diese gute Frau ist so liebreich für ein Vögelein besorgt; wie sollte der liebe Gott

nicht für uns Menschen sorgen!“ Daran habe ich indessen schon oft gedacht. Ja, so oft ich in unsern gegenwärtigen bedrängten Umständen das Vögelein füttere, denke ich allemal: „Gott wird es uns und unsern lieben Kindern nie an dem nöthigen Lebensunterhalte fehlen lassen.“ Sey daher getrost, lieber Wilhelm! Gott kann unser nie vergessen. Auf Ihn wollen wir vertrauen. Er, der bisher half, wird weiter helfen. Nur müssen auch **wir** das Unsrige thun. Es ist nicht leicht eine Lage des Lebens so schlimm, in der ein Mensch, der auf Gott vertraut, und arbeiten mag, nicht noch Rettung finden sollte.“

Sie überlegten nun mit einander, was zu thun sey. Sie wurden bald einig, sich in dem Dorfe ein Haus zu kaufen, und, da kein Krämer im Orte war, einen Kramladen von solchen Waaren anzulegen, die dem Landmanne am nöthigsten sind. „Den Laden,“ sagte Wilhelm,

„hoffe ich ungeachtet meines etwas gelähmten Armes mit leichter Mühe versehen zu können. Dabei wird es mir gut kommen, daß ich mit Schreiben und Rechnen wohl umzugehen weiß. Meinem Vater im Grabe sey noch dafür gedankt, daß er mich so fleißig zur Schule schickte.“ — „Wohl,“ sagte Sophie, „und ich hoffe mit Nähen und Sticken, worin mich die selige Frau von Linden sehr gut unterrichtete, neben meinen häuslichen Geschäften, auch noch wohl Etwas zu verdienen.“

In dem Dorfe war eben ein Haus feil. Sie beschlossen, wiewohl es ziemlich baufällig war, es zu kaufen, und wieder in guten Stand herstellen zu lassen. Allein zu dem Ankaufe und der Ausbesserung des Hauses, so wie zur Einrichtung des Ladens, hatten sie eine ansehnliche Summe Geldes nöthig. Ueberdies beliefen sich die Kosten von Wilhelms Kur sehr hoch, und diese Kosten mußten noch vor allem Andern bezahlt

werden. Sophiens zwei tausend Thaler waren bei einem Kaufmanne in der Stadt angelegt. Wilhelm begab sich in die Stadt, um einstweilen die Hälfte dieses Kapitals aufzukünden, und sie sobald möglich zu erheben. Allein der Kaufmann sagte, daß er in Zeit von einem Jahre nach der Aufkündigung, wie es in der Obligation ausbedungen worden, richtig bezahlen werde; früher aber keinen Heller. Wilhelm und Sophie sahen sich nun in großer Verlegenheit. Allein ein reicher Bauer aus dem Dorfe erbot sich, ihnen die erforderliche Summe gegen landesübliche Zinsen auf ein Jahr vorzustrecken. Sie nahmen das Anerbieten dankbar an. Das Haus wurde gekauft und ausgebessert, und bekam ein sehr heiteres, freundliches Aussehen. Sehr lieb war es dem guten Wilhelm, als einem ehemaligen Gärtner, daß sich ein kleiner Garten am Hause befand. Denn obwohl Wilhelm wegen seines beschädigten Armes nicht mehr im Stande gewesen, den großen Schloßgarten gehörig zu bear-

beiten, so machte es ihm doch keine besondere Mühe, sein kleines Gärtchen sehr schön und gut anzubauen, und es prangte bald mit trefflichem Gemüse und lieblichen Blumen.

Wilhelm und Sophie schätzten sich sehr glücklich, eine eigene Wohnung zu haben. Ihre kleine, ländliche Wohnstube war freilich nur sehr einfach, allein sehr heiter und traulich. Man sah nur die nöthigsten Geräthschaften darin, und Tisch, Bank und das Paar Stühle waren nur von Eichenholz; allein sie thaten doch die nämlichen Dienste, als wären sie von dem theuersten ausländischen Holze verfertigt. Anstatt einer kostbaren Uhr mit goldenen Verzierungen und Säulen von Alabaster hatten sie nur eine gemeine hölzerne Wanduhr; allein sie ging sehr richtig, wurde fleißig aufgezogen, und, was das Beste war, die Hausbewohner theilten ihre Geschäfte den Tag über genau nach dem Stundenschlag ein. Ein Spiegel fehlte gar;

indeß standen einige gute Bücher auf einem Brettchen oben an der Wand, in die sie fleißig hineinsahen, um die Gestalt der Seele wohl zu ordnen. Wilhelm las, besonders an den langen Winterabenden, während Sophie spann, daraus vor. Das gesponnene Garn hängte Sophie an der Wand auf, damit sie sehe, wie viel ihr an der Aufgabe, die sie für jede Woche sich selbst machte, noch fehle und damit sie bis zum Samstage desto sicherer fertig werde. Dieses Garn war ein Spiegel von Sophiens Fleiß, und brachte mehr Nutzen im Hause, als der prächtigste Spiegel in goldenem Rahmen. Anstatt der Gemälde erblickte man blos einen kleinen Schattenriß von Wilhelms Vater, der sie an die Tugenden des rechtschaffenen Mannes erinnerte. Das ganze Stübchen war immer höchst reinlich; Sophie duldete nirgends ein Stäubchen, und der Kehrwisch hatte immer sein bestimmtes Plätzchen an einem Nagel, um sogleich bei der Hand zu seyn. Uebrigens hatte Wilhelm immer einige Blu-

mengeschirre mit blühenden oder grünenden Gewächsen in dem Stübchen stehen, die einen lieblicheren Anblick gewährten, als in manchem Staatszimmer die gemalten Blumen auf den Tapeten und die kostbarsten Meubel, die nur zum Prunke dienen.

Ihren Kramladen versahen Wilhelm und Sophie mit guten und schönen Waaren, und da Beide Jedermann freundlich begegneten, ihre vorzüglich guten Waaren zu billigen Preisen verkauften, in Maß und Gewicht immer lieber etwas mehr, als weniger gaben, und den Leuten, besonders den Kindern, fast immer noch etwas in den Kauf schenkten, so bekamen sie großen Zulauf. Sie überzeugten sich, daß die Redlichkeit am längsten währe, und daß ein kleiner, oft wiederholter Gewinn sicherer nähre, als ein großer, übermäßiger Vortheil, bei dem man auf einmal reich zu werden gedenkt, der aber um das Zutrauen und in übeln Ruf bringt und deshalb nicht leicht wiederkommt.

Wilhelm und Sophie fühlten sich nach den mancherlei Leiden und Beschwerden, die ihnen Wilhelms Sturz vom Baume, der Verlust des Dienstes, das Bauen, das Aus- und Einziehen verursacht hatten, wieder sehr glücklich. Sie konnten Gott nicht genug danken, daß Er sie mit ihren zwei Kindern wieder in so gute Umstände versetzt habe. Obwohl sie, von ihrem Fenster aus, das herrschaftliche Schloß, aus dem sie verstoßen worden, immer vor Augen sahen, so sehnten sie sich doch gar nicht dahin zurück. Eintracht und Frieden, Freude an ihren Kindern, stete Beschäftigung und Genügsamkeit machten ihnen ihr kleines Wohnhaus mit dem Gärtchen daran zum Paradiese.

Achtes Kapitel.

Das Gebet in der Noth.

Auf Erden gibt es kein ungestörtes Glück; es ist da ein beständiger Wechsel von Leid und Freud'. Dies erfuhren Wilhelm und Sophie bald wieder auf's Neue. Ehe ein Jahr verging, erscholl plötzlich in dem Dorfe die Nachricht, der Kaufmann in der Stadt, bei dem Sophiens Geld angelegt war, habe aufgehört zu zahlen, und die ganze Summe sey verloren. Der Bauer, von dem Wilhelm und Sophie die Tausend Thaler entlehnt hatten, war wohl sehr dienstfertig — allein nur, wo Geld zu gewinnen war. Seine Dienstfertigkeit rührte nicht von Menschenliebe, son-

dern nur von Eigennutz her. Sobald er vernahm, Sophiens Kapital in der Stadt sei verloren, kam er wie rasend in ihr Haus, und forderte auf der Stelle seine tausend Thaler. Wilhelm und Sophie erboten sich, ihm Haus und Garten nebst dem Kramladen zu verschreiben. Allein der Bauer behauptete, das Alles gewähre ihm keine hinreichende Sicherheit. Er schimpfte und fluchte fürchterlich über Wilhelm und Sophie, obwohl sie an dem Verluste ihres Vermögens unschuldig, und ohnehin darüber äußerst bestürzt waren. Er kündete ihnen an, wenn sie ihn nicht auf den bestimmten Tag bezahlen würden, so werde er ihnen, ohne weiters, Haus und Hausgeräthe und alle Waaren im Laden, ja sogar die Betten verkaufen lassen. Dabei schlug er auf den Tisch, und schäumte vor Wuth.

Nun waren für Wilhelm und Sophie sehr traurige, kummervolle Tage angebrochen. Beide waren tief betrübt. Es

war kaum mehr drei Wochen bis zu dem gefürchteten Tage, und nirgends wußten sie so viel Geld aufzutreiben. Sie vertrauten indeß auf Gott, wiewohl sie nicht sahen, wie ihnen könnte geholfen werden. Sie beteten ohne Unterlaß. Sophie fühlte bei ihrer Liebe zu ihrem Manne und ihren Kindern den größten Kummer; ihr Herz war voll unbeschreiblicher Bangigkeit. Allein sie fühlte auch das größte Vertrauen auf Gott. Am Abende vor dem Tage, an dem sie bezahlen sollte, ging sie hinauf in ein kleines Kämmerlein unter dem Dache, um da ungesehen von Mann und Kindern zu weinen. Sie faßte in der Angst ihres Herzens das kleine hölzerne Kreuz, das theure Andenken von den Leiden, der Geduld und dem frommen Vertrauen ihrer seligen Frau, fest zwischen ihre gefalteten Hände. Sie kniete nieder und fing an zu beten: „O mein göttlicher Erlöser, wie bin ich in so großen Nöthen! Ach, es ist mir gar nicht um mich! Es ist mir nur um meinen

Mann, und um meine Kinder! Ach, wie wird es den armen Kleinen gehen! Mein Mutterherz möchte mir zerspringen, wenn ich daran denke. Nicht für mich, nur für sie flehe ich! Wie Du in Deiner Todesangst zu Deinem himmlischen Vater flehtest, so flehe ich jetzt auch: Vater, wenn's möglich ist, so nimm diesen Kelch von mir — doch nicht mein Wille geschehe, sondern der Deine!"

Sie schwieg, und weinte wieder — und das Kreuz in ihren Händen wurde ganz naß von Thränen. „Ach," sagte sie, „mir bricht der Jammer meiner Kinder mein Mutterherz! Aber Dein Vaterherz, lieber Vater im Himmel, ist ja noch unendlich liebevoller! O höre mich — erbarme Dich meiner und meiner Kinder! Wenn auch eine Mutter ihrer Kinder vergessen könnte, so willst Du doch unser nicht vergessen. Das hast Du ja selbst gesagt! O beweise nun Deine Vaterbarmherzigkeit!"

Sie blickte wieder schmerzlich weinend auf das Kreuz, das sie zwischen ihren festgefaltenen Händen hielt, und sprach: „O Du mein liebreichster Erlöser! Wie Du vom Kreuze auf Deine heilige Mutter herabblicktest — so blicke jetzt vom Himmel auf ein arme, sündige Mutter herab, die in ihrem Jammer vergeht. Ja, Du bist Allen nahe, die eines zerschlagenen Herzens sind — o gieße Trost in mein Herz und hilf mir! Schon in meiner Kindheit, da ich als eine arme, vater = und mutterlose Waise nicht wußte wohin, und in meiner großen Noth und Verlassenheit dort in Deinem Tempel zu Dir flehte, hast Du mein Flehen wunderbar erhört. O erhöre mich auch jetzt!“

Nachdem sie lange auf diese und ähnliche Art gebetet hatte — sieh, da ward es ihr auf einmal so unbeschreiblich leicht und wohl um das Herz, wie damals, als sie nach dem Tode ihrer Mutter dort in der Hauptkirche der Stadt an dem Altare gekniet hatte. Sie gedachte der Worte des ehrwür=

digen Stadtpfarrers, die er ihr, damals beim Abschiede, gesagt hatte: „Gott werde allezeit ihr treuer Helfer seyn, wie Er ihr in jener Noth geholfen habe.“ Getrost und gestärkt im Vertrauen auf Gott stand sie auch jetzt auf, nicht mehr mit Thränen des Jammers in den Augen, sondern mit süßen Thränen inniger Tröstung.

Sie wollte nun das kleine Kreuz wieder an Ort und Stelle bringen. Da bemerkte sie, daß an der Rückseite des Kreuzes ein kleines Stückchen Holz los geworden war und eben jetzt auf den Boden herabfiel. Das hölzerne Kreuz war ehemals etwas beschädigt, und wieder geleimt worden. Allein von ihren reichlichen Thränen, und der Wärme ihrer Hände ward der Leim aufgeweicht. Sie trat an das kleine Kammerfenster, durch das die Abendsonne herein schien, und wollte nachsehen, wie der Schaden wieder zu verbessern sey. Aber sieh — da glänzte aus dem Kreuze ein blendendheller Lichtstrahl hervor! Sophie erschrak. Sie untersuchte

das Kreuz genauer, und fand, daß es innen hohl, und etwas Glänzendes darin verborgen sey. Sie entdeckte, daß an der Rückseite des Kreuzes kleine Schieber angebracht, aber so kunstreich und genau eingefügt waren, daß man sie blos für eingelegte Arbeit hielt. Mit einiger Anstrengung gelang es ihr, die Schieber herauszuziehen und sie erblickte nun in dem hölzernen Kreuze, das mit rothem Sammet ausgefüttert war, ein Kreuz von Diamanten, die in Gold gefaßt waren.

Sie nahm das Diamantenkreuz heraus; sie betrachtete es näher. Es funkelte an der Abendsonne mit einer Klarheit, einem abwechselnden Farbenglanze, daß die Augen es kaum ertragen konnten. Sie hatte bei ihrer gnädigen Frau öfter Diamanten gesehen; sie hielt die Steine für ächt. Sie fiel auf's Neue, in Thränen ausbrechend, auf die Knie. „O Du lieber guter Gott!" rief sie, „da hast Du ja mein Gebet aber=

mal auf der Stelle erhört. O nimm diese meine Thränen als ein Opfer des Dankes gnädig auf! Du hast es mir aufs Neue bewährt: Wer Dir, Du lieber Gott! vertraut, der hat auf keinen Sand gebaut."

Neuntes Kapitel.

Freuden nach Leiden.

Während Sophie droben in ihrem Dachkämmerlein betete, saß Wilhelm in der untern Stube sehr traurig auf der Bank. Der Gedanke, mit seinen Kindern aus dem Hause vertrieben zu werden, war ihm schrecklich. Es ward ihm ganz unbeschreiblich bange. Die Bangigkeit machte ihm so heiß, daß er ein Fenster öffnen mußte. Er ließ seinen Thränen, die er vor seiner guten Sophie immer zurückgehalten hatte, jetzt freien Lauf. Er flehte inbrünstig zu Gott um Hülfe.

Die zwei Kinder spielten in der Stube, und schienen nicht auf den Vater zu achten.

Allein der kleine Fritz bemerkte dennoch, daß der Vater weine. Er sprang eilends herbei, ließ sein Spielzeug, ein kleines Wägelein, auf halbem Wege umgestürzt liegen, und fragte voll Mitleids: „Vater, warum weinest du?“

„Lieber Fritz,“ sprach der Vater, „du weißt ja, unser Nachbar, der Kaspar, will uns aus unserm Hause vertreiben, und das Haus und Alles, was wir haben, andern Leuten verkaufen. Du hast ja neulich gesehen und gehört, wie zornig er gewesen. Er will uns zwingen, daß wir von hier fort ziehen, und betteln gehen. Hilf mir doch den lieben Gott bitten, daß Er dieses nicht zugebe.“

Der gute Fritz fing an bitterlich zu weinen, legte die kleinen Händchen zusammen, blickte andächtig zum Himmel, und sagte: „Lieber Vater im Himmel! Der böse Kaspar will uns das Haus nehmen. Leid' es doch nicht; ich bitte Dich darum!“

Als die kleine Therese dieses hörte, und ihr Brüderlein so herzlich weinen sah, und dem Vater in die nassen Augen blickte, fing auch sie laut an zu weinen und zu schreien. Der Vater hob das gute Kind auf seinen Schooß, um es zu trösten. Allein das Kind schlug immer die kleinen Händchen zusammen und rief mehrmal: „Lieber Gott! Bitte, bitte! Hilf, hilf!“

Der Vater hatte neben seinem Gartenmesser auf dem Fenstergesimse einen Apfel liegen, den er den Kindern hatte austheilen wollen. Er nahm jetzt geschwind den Apfel, und gab ihn dem weinenden Kinde, um es zum Schweigen zu bringen. Und Fritz sagte voll Mitleids: „Sey doch nur still, liebe Therese; dann laß ich den ganzen Apfel dir allein! Weine nicht mehr, sagte er selbst noch weinend, — „und glaube mir, der liebe Gott hilft gewiß.“ Der Vater aber sprach mit einem schmerzlichen Blick zum Himmel: „Sieh diese Kinder an, lieber Gott, und erbarme Dich ihrer!“

In diesem Augenblicke trat die Mutter mit dem Kreuze in der Hand herein, und rief voll der höchsten Freude: „Nun hat Gott geholfen; helft mir Alle Ihm danken!“ Sie zeigte ihrem Manne das hölzerne Kreuz, in dem das Diamantkreuz lag, offen hin, und erzählte ihm, wie sie den verborgenen Schatz eben jetzt erst entdeckt habe.

Wilhelm warf einen Blick auf die funkelnden Steine, wollte auf die Knie sinken, schlug die Hände zusammen, und rief laut aus: „O Gott! welche wunderbare Rettung! Das Kreuz ist von großem Werthe. Wir können nun unsere Schuld bezahlen, und brauchen mit unsern Kindern nicht zu betteln!“

Der kleine Fritz, der das hölzerne Kreuz, das ihm wohl bekannt war, nur von unten auf sah, und nichts besonders daran bemerken konnte, streckte die kleine Hand empor und rief: „Ei wie, liebe Mutter, laß mich das Kreuz doch näher besehen! Ich begreife ja noch gar nichts davon,

warum ihr Beide, du und der Vater, euch so wundert und euch so freut.“ Die Mutter zeigte ihm das Diamantkreuz, und sagte ihm, daß diese schimmernden Steine wohl mehr als tausend Thaler werth seyen. „Hum,“ sagte Fritz, „diese blitzenden Dingerchen gefallen mir nicht übel; aber zu was kann man sie denn brauchen?“ Die Mutter sagte ihm, diese edlen Steine seyen, da sie gar so schön glänzen, eigentlich nur zum Anschauen. „Ei,“ rief Fritz, „da werden die Leute wohl schwerlich so viel Geld dafür geben! Die kleinen Steinlein glänzen wohl recht schön; aber doch nicht schöner als die Thautröpflein, die man jeden Morgen, dem Tausend nach, an Gras und Blumen umsonst sehen kann.“ Die kleine Therese wäre indessen doch geneigt gewesen, ihren schönen, rothen Apfel, den sie noch in der Hand hielt, für das funkelnde Kreuz zu geben, wenn sie es hätte anhängen dürfen.

Der Vater, der sich von seinem Erstaunen kaum erholen konnte, sprach jetzt,

indem er in Freudenthränen ausbrach: „O meine lieben Kinder, ihr begreifet freilich noch nicht, was für eine große Wohlthat euch Gott erwiesen hat. Allein glaubt mir, von dem Gelde, das ich für die Edelsteine bekommen werde, kann ich den Nachbar bezahlen. Wir dürfen nun wieder in unserm Hause bleiben, und unsern Garten und Alles, was wir haben, behalten.“ „Ei,“ rief Fritz, „so haben wir den lieben Gott doch nicht umsonst gebeten. Er ist doch recht gut, daß Er uns gleich geholfen hat.“ „Das ist Er,“ sprach der Vater; „darum laßt uns Ihm danken.“

Beide Eltern dankten Gott mit gefalteten Händen, und blickten mit thränenvollen Augen zum Himmel. Auch die Kinder falteten die zarten Händchen, und weinten vor Freude. Und diese Thränen, womit Eltern und Kinder Gott dankten, hatten vor Ihm einen größern Werth, als die kostbarsten Diamanten in den Augen der Welt.

Zehntes Kapitel.

Segen des Leidens.

Mit Anbruch des folgenden Tages reiste Sophie in die Stadt. Vor Allem sprach sie mit dem edlen Stadtpfarrer, zu dem sie schon als Kind das ehrerbietigste Vertrauen gefühlt hatte. Er war nunmehr ein ehrwürdiger, allgemein geschätzter Greis mit schneeweißen Haaren. Sie zeigte ihm das Kreuz, und erzählte ihm die Geschichte. „So," sagte sie am Ende der Erzählung, „sind die Worte, die Sie mir als einem Kinde, vor etlichen und zwanzig Jahren, zum Abschiede gesagt haben, in Erfüllung gegangen: „Bete in Leiden und Trübsal mit kindlichem Vertrauen zu Gott, und Er wird allezeit dein treuer Helfer seyn."

„Habt Ihr diese Worte nicht vergessen?“ sagte der gerührte Greis freundlich. „Das ist schön. Ihr seht nun, daß ich die Wahrheit gesprochen. Ja, Gott ist ein treuer Helfer in der Noth! Niemand fleht umsonst zu Ihm. Zwar hilft Gott nicht immer so schnell und augenscheinlich, wie Er Euch geholfen hat. Eure Rettung aus der Noth gehört unter die seltenen Begebenheiten. Allein dies bleibt immer gewiß: „Wer Gott vertraut, den verläßt Er nicht.“ Gott gibt ihm Trost in das Herz, steht ihm bei, daß er dem Leiden nicht unterliege, lenkt ihm das Leiden zum Besten, und führt es zu einem fröhlichen Ende. Das habt Ihr öfter erfahren. Von Eurer Kindheit an bis zu dieser Stunde hat Er als ein treuer Vater für Euch gesorgt, und Euch geholfen. Bleibt daher auch fernerhin unerschütterlich fest im Glauben an Gott und Seinen geliebten Sohn, vollbringt Gottes heiligen Willen, vertraut in allen Leiden auf Ihn, erzieht Eure Kinder in eben diesem beseligenden Glauben, und Gott wird ferner mit Euch

und Euren Kindern seyn, und Euch alle auch ferner aus allen Nöthen erretten, bis Er einst jede Noth enden, und Euch in Seine Freude dort oben heimnehmen wird."

Sophie hatte nun noch eine große Bedenklichkeit, die ihr schwer auf dem Herzen lag. Sie war vorzüglich deshalb zu dem einsichtsvollen, frommen Greise gekommen, um mit ihm darüber zu sprechen. „Kann ich," sprach sie, „das kostbare Kreuz als mein Eigenthum betrachten, und begehe ich an den Erben der Frau von Linden kein Unrecht, wenn ich es behalte, und zu meinem Nutzen verwende? Ach, es ist von größerem Werthe, als alles Andere, was die gute Frau an Kostbarkeiten hinterlassen hat!"

Der edle Pfarrer sprach: „Das Kreuz ist Euer! Die selige Frau von Linden wußte zwar vielleicht selbst nicht, was für Kostbarkeiten in diesem alten Familien-Erbstücke verborgen seyen. Wahrscheinlich ist es von einem Onkel, der eine hohe kirchliche Würde bekleidete, an sie gekommen. In-

deß war zuverläßig ihre letzte Willensmeinung, Euch das kostbarste Stück aus ihrem Schmucke zu vermachen. Aus Liebe zum Frieden, aus frommer Zufriedenheit mit Wenigem, habt Ihr bloß dieses geringe Kreuz von Holz gewählt, das Euch gar wenig Geldwerth zu haben schien. Allein Gott hat Eure Wahl gesegnet, und unter Seiner Leitung ist Euch doch noch das beste Stück aus den Kostbarkeiten der seligen Frau — wie das auch ihr Wille war — zu Theil geworden. Gott hat Euch mit dem Kreuze einen geheimen Schatz gegeben. Die Diamanten sind sehr groß; das Kreuz kann zwei bis drei tausend Thaler werth seyn. Nehmt das Diamantkreuz von Gott, verkauft es, steuert mit einem Theil des Geldes Eurer gegenwärtigen Noth, legt das Uebrige als einen Nothpfennig zurück, und genießt Eures Glückes mit Freude, mit Mäßigkeit und Dank gegen Gott! Das hölzerne Kreuz aber bewahrt auf, als ein theures Andenken für Kinder und Kindeskinder an Eure Wohlthäterin, die fromme Frau von Linden, und noch

mehr an die große Wohlthat, die Gott Euch erwiesen hat.“

Der fromme Greis legte das Diamantkreuz in das hölzerne Behältniß, schob die Schieber wieder zu und sprach: „Wer sähe es diesem armen Holze an, was für reiche Kostbarkeiten es in sich enthalte? Allein glaubt mir: Wie mit diesem Kreuze hier, so ist es mit jedem Leiden, das wir Christen sehr schön und sinnvoll ein Kreuz nennen. Von außen gleicht das Leiden diesem schlechten Holze, innen aber enthält es einen großen Schatz, der mehr werth ist, als Gold und Edelsteine. Denn Kreuz und Leiden führen uns näher zu Gott, lehren uns die Nichtigkeit irdischer Dinge einsehen, reinigen uns von Schwachheiten und Unvollkommenheiten, üben uns im Vertrauen auf Gott, in der Geduld, in der Demuth, und machen uns erst himmlischer Freude fähig. Daran denkt bei allen Leiden, und haltet es für kein Unglück, sondern für lauter Glück und Segen, wenn Gott Euch mit Leiden heimsucht. Denn es wird die Stunde

kommen, wo die rauhe Hülle, die solche Schätze umschließt, abfallen, und der reinste Gewinn, schätzbarer als Gold und Edelsteine, erscheinen wird. Und geschieht dies nicht immer hier auf Erden, so werdet Ihr doch dort in jenem Leben inne werden, daß jedes Leiden eine geheime, unaussprechlich große Wohlthat Gottes war, die uns reich macht für die Ewigkeit, und uns dann noch Freude gewährt, wenn die Welt längst vom Feuer verzehrt, und alle ihre Herrlichkeit, nebst allem Golde und Edelgestein, Staub und Asche seyn wird."

Der ehrwürdige Stadtpfarrer kannte in der Stadt einen Juwelenhändler, der ein guter Freund von ihm, und ein sehr rechtlicher Mann war. Da der alte geistliche Herr nicht gut zu Fuße war, so schickte er hin, und ließ ihn bitten, auf einige Augenblicke in das Pfarrhaus zu kommen. Der Juwelier, dessen Handel mit Edelsteinen sehr stark war, kam sogleich, besah das Diamantkreuz sehr genau, und erklärte, er wolle drei tausend Thaler dafür bezahlen — ein tausend Thaler

sogleich, die übrigen aber in Fristen. Sophie war darüber hoch erfreut, begab sich am folgenden Tage zur bestimmten Stunde in das Haus des Juweliers und nahm das Geld in Empfang.

Sophie machte übrigens aus der Geschichte ganz und gar kein Geheimniß; die Nachricht davon erfüllte bald die Stadt, und kam auch den Anverwandten der Frau von Linden, die in der Stadt wohnten, zu Ohren. Sie liefen augenblicklich zusammen, hielten Rath und beschlossen einmüthig, Sophien vor Gericht zu verklagen, um den gefundenen Schatz an sich zu bringen. „Denn," sagten sie, „es wäre ja Unsinn, einer Bettlerin, wie diese Sophie ist, ein Diamantkreuz von drei tausend Thalern im Werthe zum Andenken zu geben. Tolleres könnte man sich gar nichts denken!"

Da trat auf einmal der alte Herr von Hagen herein, fragte, was sie beschlossen hätten, und sprach dann mit großem Nachdrucke, indem er mit seinem Krückenstocke öfter auf den Boden stieß: „Bleibt mit Eurer

Klage zu Hause — und seyd froh, wenn Niemand weiters von der Sache spricht. Und wenn Eure Erbitterung Euch je nicht aller Vernunft beraubt hat, ein vernünftiges Wort zu hören, so höret, was ich Euch jetzt sagen will. Wenn damals bei der Erbtheilung es Euch Allen bekannt gewesen wäre, was für einen kostbaren Schatz das von Euch verachtete hölzerne Kreuz enthalte, und wenn die gute Sophie dann darauf bestanden wäre, das kostbare Kreuz von Diamanten auszuwählen, so hättet Ihr geldhungrigen Leute, in Kraft des Testaments es müssen geschehen lassen, und mit Grund nichts dagegen einwenden können. Was damals trotz alles Widerspruches gegolten hätte, das gilt eben so unwidersprechlich auch jetzt. Gebt Euch daher zufrieden. Uebrigens geschieht es Euch recht, daß ihr um diesen herrlichen Fund gekommen seyd. Euer Mangel an Frömmigkeit, Eure geringe Ehrfurcht gegen die Selige von Linden, und Eure Hartherzigkeit gegen eine arme Waise ist Schuld daran. Ihr habt immer

über Sophiens hölzerne Wahl, wie Ihr spottweise zu sagen beliebtet, gelacht; nun seyd Ihr dafür bestraft, und die Reihe, verlacht zu werden, ist an Euch. Behaltet also Eure Klage zurück, um Euch nicht noch mehr zum Gespötte und Gelächter der Menschen zu machen.“ So ärgerlich sie waren, so mußten sie in ihren Herzen ihm doch Recht geben, und die Klage unterblieb.

Sophie aber begab sich, ehe sie mit ihrem Gelde nach Hause reiste, zuvor noch in jene Kapelle der Hauptkirche, in der ihr kindliches Gebet, vor mehr als zwanzig Jahren, so wunderbar, wie späterhin in ihrem Dachkämmerlein, erhört wurde, und sie dankte noch einmal innig dem guten treuen Gott, der die Seinen, die auf Ihn vertrauen, und Ihm gehorchen, niemals verläßt.

Die Edelsteine.

Die Edelsteine.

1.

Der Marschall von Hainburg.

Der Marschall von Hainburg, ein sehr würdiger Greis, der bei Hofe und im Felde in großem Ansehen stand, hatte sich auf seine Güter zurückgezogen. Seine Gemahlin war nicht mehr am Leben. Seine zwei Söhne waren im Kriege umgekommen. Seine einzige Tochter starb als Braut. Er fand kein Gefallen mehr an den Vergnügungen der großen Welt, und wollte den Rest seiner Tage in ländlicher Einsamkeit Gott widmen, und bloß dem Wohle seiner Unterthanen leben.

So einsam er hier zu leben dachte, so erhielt er dennoch von Zeit zu Zeit Besuche von benachbarten Edelleuten. Denn er war überaus gastfreundlich. Sein alterthümliches

Schloß, Hainburg genannt, wohl erhalten und schön eingerichtet, stand hoch auf einem Berge in einer ungemein angenehmen Gegend. Unten in dem fruchtbaren Thale lag, nicht weit vom Schlosse ein schöner Marktflecken, gleiches Namens. Hinter dem Schlosse Hainburg erhob sich ein waldiges Gebirg, in dem es aller Art Wild gab. Da fanden sich denn besonders die Freunde der Jagd sehr oft ein. Wenn im Herbste die Treibjagen gehalten wurden, hatte das große Schloß kaum Raum genug, alle diese Herren zu beherbergen.

Einmal, als der Herbst kaum anfing, die schönen grünen Wälder bunt zu färben, kam der Sohn seiner Schwester, Adolph von Wildberg, ein junger Offizier, der wegen seines Edelsinnes, seiner Lebhaftigkeit und seines Muthes bei dem alten Onkel sehr viel galt, und auch wohl deßwegen, weil er den hocherfahrnen Feldmarschall immer dringend bat, ihm seine Erfahrungen in der Kriegskunst mitzutheilen, und den

Erzählungen und Bemerkungen des grauen Helden mit großer Aufmerksamkeit zuhörte.

Eines Tages, da der junge Herr mit einem alten Jäger eben von der Jagd zurückgekehrt war, und mit großem Jubel erzählte, daß er so glücklich war, das ungeheure Wildschwein, welches die Wiesen der Landleute furchtbar umwühlte und verwüstete, zu erlegen — kam ein Husar in den Schloßhof gesprengt, mit einem Schreiben, der Lieutenant von Wildberg solle sich unverzüglich und längstens an dem, in dem Befehle genannten Tage, bei seinem Regimente einfinden, indem der Feind den Waffenstillstand ganz unerwartet aufgekündet habe und bereits in das Land eingedrungen sey. Der Husar erzählte, in allen Dörfern habe er gehört, daß die feindlichen Reiter schon das Land zwischen dem Schlosse hier und der Stadt, in der das Regiment liege, durchstreiften, jedoch sey ihm auf dem Wege hieher noch kein Feind begegnet.

Der junge Herr war über diese Nachricht gar nicht bestürzt, sondern vielmehr erfreut. Der alte Herr aber schien sehr betroffen. „Morgen bei Anbruch des Tages," rief er, „reise ich mit dir." Er gab sogleich Befehl, Kleider, Leinenzeug und Geld einzupacken. Adolph meinte, der Onkel könnte wohl noch bleiben; es habe noch keine Gefahr. Allein dieser rief: „Nein, nein! Ich habe, als ich das Commando führte, dem Feinde zu großen Schaden zugefügt. Er würde mich gefangen nehmen und mich nicht gut behandeln." Er wiederholte den Befehl, einzupacken. Alle Hände kamen in Bewegung und Adolph half auch mit.

Der Marschall hatte den hohen Muth nicht mehr, wie ehemals; Alter und Kränklichkeit hatten ihn ängstlich gemacht. Er sagte, indem er ein zierliches Kästchen von Mahagoniholz herbei brachte, zu Adolph: „Mit dieser Schatulle bin ich in großer Verlegenheit. Sag' mir doch, was ich

damit anfangen soll. Es befindet sich darin der Schmuck meiner seligen Frau und Tochter, und — was mir über Alles geht — mein Orden. Diese Kostbarkeiten mitzunehmen, trage ich Bedenken. Wir könnten von den Feinden unterwegs beraubt werden. Und da wäre es mir, mehr als um alle diese Edelsteine und Perlen, um das herrliche Ordenszeichen leid, das mir der Landesfürst einst selbst an die Brust geheftet hat. Allein diese Schätze in dem Schlosse hier zu verbergen, ist auch nicht ohne Gefahr. Das Schloß könnte von den Feinden besetzt, genau durchsucht, und aus Rache gegen mich wohl gar in Brand gesteckt werden. Das Beste wird seyn, das Kästchen mit den Kleinodien in den Felsen der benachbarten waldigen Berge zu verstecken. Es ist gut, daß der alte Jäger, der Hubert, der in diesem Walde wohnt, eben hier ist. Ruf ihn einmal, Adolph! Auf diesen kann ich mich ganz verlassen. Dir und ihm übertrage ich dieses Geschäft. Selbst will ich nicht mitgehen;

denn da ich schon lange nicht mehr in den Wald kam, könnte es Verdacht erregen."

Der Marschall hatte ein schriftliches Verzeichniß von allen diesen Kleinodien. Er sah, Stück für Stück nach, ob sich alle in dem Kästchen befanden, legte das Verzeichniß in seine Brieftasche und übergab dem Adolph das Kästchen.

Adolph steckte das Kästchen in seine Jagdtasche und ging mit dem Jäger in den Wald. Tief im Walde ragten aus einem Dickicht einige hohe, schroffe Felsen empor. Unten an einer Felsenwand stand ein altes, mit Moos bewachsenes steinernes Kreuz, und bezeichnete die Stätte, wo vor hundert Jahren ein tapferer Ritter von dem Feinde mit einem Pfeile durchbohrt worden. In diesem Felsen befanden sich viele Spalten und Klüfte. In einer dieser Klüfte, über der ein Vogelbeerbaum hervorgewachsen war, verbargen sie das Kästlein, verschlossen die Kluft mit einem

bemoosten Steine, der ziemlich genau hinein paßte, kehrten zurück und erstatteten dem alten Herrn von dem Geschehenen beruhigenden Bericht ab. Am folgenden Morgen reiste Herr von Hainburg mit seinem Neffen eilig ab. Sie kamen, ohne einen Feind zu sehen, glücklich in der Hauptstadt an. Offiziere und Soldaten waren sehr beschäftigt, und boten alle Kräfte auf, sich so schnell als möglich marschfertig zu machen. Auch Adolph hatte den ganzen Tag zu rennen und zu laufen. Er zog zwei Tage nachher mit seinem Regimente muthig gegen den Feind. Der Marschall bewohnte wieder wie zuvor das schöne große Haus, das er in der Residenz hatte.

Der Krieg nahm bald eine andere Wendung; er verheerte nunmehr die entfernteren Gegenden Deutschlands. Die Straße zwischen der Stadt und dem Schlosse Hainburg war frei von Feinden und vollkommen sicher. Da erwachte in dem Herzen des Marschalls die Sehnsucht nach

seinem geliebten väterlichen Schlosse. Allein seine Gesundheit gestattete ihm nicht, dahin zu reisen. Indeß wünschte er, jenes Kästchen mit Kostbarkeiten wieder in eigene Verwahrung zu nehmen. Er schickte seinen Kammerdiener mit einem Briefe an den alten Jäger, es zu holen. Nach einigen Tagen kam der treue Diener am späten Abende zurück. Der alte Jäger Hubert kam mit, indem er das ihm anvertraute Kästchen in die eigenen Hände seines Herrn übergeben wollte. Der alte Herr war hoch erfreut, öffnete eilig das Kästchen, vor allem sich zu überzeugen, ob das prächtige Ordenskreuz noch in dem zierlichen Futteral sey, überblickte die übrigen Kostbarkeiten nur mit flüchtigen Augen und sagte dann: „Nun Gottlob, daß ich es wieder habe; ich war oft recht besorgt darum!“ Er fragte den alten Hubert über Alles, was sich während des feindlichen Ueberfalls in Hainburg und der Gegend zugetragen habe. Hubert machte eine traurige Schilderung, wie arm das Land geworden, und

wie sogar eine Hungersnoth zu befürchten sey.“ „Je nun,“ sprach der edle menschenfreundliche Greis, „es ist mir nun um so lieber, daß ich diese edlen Steine wieder habe. Ich werde meinem Hausmeister sagen: Mach, daß diese Steine Brod werden. Nur den edlen Stein in meinem Ordenskreuze würde ich um keinen Preis veräußern.“

Der alte Herr war schon seit einigen Monaten fast nie mehr aus dem Hause gekommen. Nur am Sonntage besuchte er in der nahen Kirche den Gottesdienst. Die Woche über blieb er beständig in seinem Schlafrocke. Sein Ordenskreuz war nie aus dem Futterale gekommen. Eines Morgens aber sagte er zu seinem Kammerdiener: „Bringe mir meine Staatsuniform! Denn heute ist mein Geburtstag, und ich weiß gewiß, meine ehemaligen Kampfgenossen, diese würdigen, alten Offiziere, werden alle kommen — herausgeputzt wie an einem Königsfeste auf der Wach-

parade — und mir Glück wünschen.“ Nachdem der Kammerdiener ihm die scharlachrothe, reich mit Gold gestickte Uniform angezogen hatte, nahm der alte Herr sein Ordenszeichen heraus, um seine Brust damit zu zieren. Allein betroffen, ja fast erschrocken rief er: „Was soll das seyn? Ich weiß nicht, sind meine alten Augen schwächer geworden, oder hat der schöne Edelstein in Mitte des Kreuzes — vielleicht von der Feuchtigkeit des Ortes, wo er so lange gesteckt — seinen Glanz verloren!“ Doch — jetzt traten die Offiziere ein, und brachten ihre Glückwünsche dar. Sie bezeugten mit Thränen in den Augen ihre Freude, ihn in einem so hohen Alter noch so gesund und wohlaussehend zu erblicken, wie er ehemals an festlichen Tagen in seiner Galla-Uniform vor ihnen stand.

Nachdem die Offiziere sich entfernt hatten, kam noch, auf seinen Krückenstock gestützt, ein alter General, ein Jugendfreund des Marschalls. Beide hatten ehemals zugleich

als Cadeten gedient, und nannten sich, wenigstens unter vier Augen, noch immer Du. „Alle Bomben und Granaten!“ fing der etwas rauhe, aber brave, biedere General an, indem er einen Blick auf das Ordenskreuz warf. „Was hast du mit deinem Ehrenzeichen getrieben, Herr Bruder? Hast du den einzigen, prächtigen Rubin in dessen Mitte, verkauft, um deine geliebten Armen zu unterstützen, und einen falschen Stein an die Stelle gesetzt? Das heißt die schöne Tugend der Wohlthätigkeit zu weit treiben. Das hättest du nicht thun sollen. Du kannst nun dein Ehrenzeichen nicht mehr mit Ehren tragen.“

Der Marschall erzählte, daß er selbst erst diesen Augenblick die Veränderung bemerkt habe, die mit dem Edelsteine vorgegangen seyn müsse. Denn daß der schöne, edle Stein mit einem falschen verwechselt worden, könne er nicht glauben. „Die Ehrlichkeit des Mannes,“ sagte er, „der den Stein einige Zeit in Verwahrung gehabt, ist

mir zu erprobt, als daß ich im Geringsten daran zweifeln könnte. Eher bin ich zu glauben geneigt, daß irgend ein mir unbekannter Umstand dem Steine seinen Glanz benommen habe.“ „Ei, warum nicht gar!“ rief der General. „Sicherlich bist du betrogen worden. Laß einmal den Juwelier rufen.“

Der erste Juwelier der Residenz kam und sagte auf den ersten Blick: „Der Stein ist falsch und jenem ächten Steine, den ich wohl gekannt habe, unterschoben worden. Sie hatten vor einigen Jahren die Gnade, mir jenen herrlichen Rubin zu zeigen. So viele Steine der Art durch meine Hand gingen, so habe ich doch nie einen schönern gesehen. Er hatte einen ganz ungemeinen Glanz; er funkelte so hell und roth, wie eine glühende Kohle; er war ein ächter Karfunkel! Ich schätzte ihn, wie ich Ihnen damals gesagt habe, wegen seiner seltenen Schönheit und Größe auf tausend Gulden; ein Liebhaber hätte wohl tausend

Thaler dafür gegeben. Der Betrug ist ungeheuer, wurde jedoch mit großer Kunst ausgeführt. Es gehörte keine geringe Geschicklichkeit dazu, das schön gefärbte Glas gehörig zuzuschleifen und in die goldene Fassung ohne bemerkbare Verletzung einzufügen.“

Nachdem über den ächten und falschen Rubin noch vieles gesprochen worden, und der General und der Juwelier sich entfernt hatten, setzte der Marschall sich in seinen Sorgenstuhl, und sann über die Geschichte nach. „Wer kann diesen schlauen Diebstahl begangen haben?“ sagte er. „Sollte es denn doch der alte Förster seyn? Das ist nicht möglich. Wenn er noch lebte, würde ich ihn rufen lassen. Allein erst im verflossenen Monate wurde mir zu meinem herzlichen Bedauern berichtet, er sey gestorben und habe mir für alle empfangene Wohlthaten noch einmal danken lassen. Hätte aber auch der ehrliche Mann je so unehrlich werden können, mich zu bestehlen

— warum hätte er nicht lieber nach andern Stücken gegriffen, warum nicht den Stein sammt der Fassung, oder gar das ganze Kästchen genommen? Wo hätte der alte Mann, der sein Leben in Wäldern zugebracht hat, und nie in eine große Stadt gekommen ist, einen so geschickten Künstler auffinden können, der ihm zu einem solchen Betruge geholfen hätte? Der gute alte Mann hätte bei seinem richtigen Verstande sicher zu beurtheilen gewußt, jeder Goldarbeiter, an den er sich wenden könnte, werde es bedenklich finden, einen armen Jäger im Besitze eines so kostbaren Kleinods, eines Ordens zu sehen, und würde nicht ermangeln, weitere Anzeige davon zu machen. Kurz, es ist unmöglich, daß mein alter trefflicher Hubert der Dieb sey! — Sollte Adolph, mein Neffe es seyn? Das ist eben so unmöglich. Dazu wäre er zu edel! — Ueberdies reiste er sogleich, nachdem er und der Jäger das Kästchen in der Felsenschacht versteckt hatten, mit mir in die Stadt, zog von da aus unmittelbar mit seinem

Regimente zu Feld, und schlug sich seit dieser Zeit unausgesetzt — und sehr rühmlich! — mit dem Feinde.“

„Die Sache bleibt mir ein Geheimniß,“ sprach er, indem er aufstand und den Orden weglegte. „Ich weiß es mir schlechterdings nicht zu erklären, ob man den schönen Rubin, um mich zu betrügen, verwechselt, oder ob er durch geheime Kräfte der Natur verändert worden. Ich zerbreche mir vergebens den Kopf. So gibt es schon hier unter dem Monde und in dem gewöhnlichen Leben Dinge, die wir mit Augen sehen, aber nicht begreifen können. Es darf uns daher nicht wundern, daß es auch über dem Monde und in Dingen, die wir nicht mit Augen sehen und mit Händen greifen können, so manches Geheimniß gebe, das uns unbegreiflich ist, und es wäre thöricht, bloß aus diesem Grunde, weil wir das Wie nicht begreifen, das Was zu bezweifeln oder gar zu läugnen.“

„Doch die Zeit enthüllt dereinst jedes Geheimniß. So wird es auch sicher noch offenbar werden, was mit meinem schönen Rubin vorgegangen ist. Ein altes, einfältiges, aber sehr wahres Sprüchlein sagt: Es ist kein Fädelein so fein gesponnen, es kommet einmal an die Sonnen."

2.

Fräulein Mathilde.

Der alte Graf von Waldon, mit dessen Sohne die verstorbene Tochter des Marschalls von Hainburg verlobt gewesen, reiste im nächsten Sommer, wegen seiner leidenden Gesundheit, nach Carlsbad. In dem großen Gasthofe, in dem er abstieg, kam er an der prächtigen Tafel neben ein junges Frauenzimmer zu sitzen, das von seltener, ganz ungemeiner Schönheit und sehr gebildet war. Er ließ sich mit dem liebenswürdigen Fräulein in ein Gespräch ein, und alle ihre Antworten zeugten von einem sehr hellen Verstande. Allein zu seinem nicht geringen Erstaunen erblickte er an der Hand des Fräuleins den Brautring der seligen Braut seines Sohnes. Er glaubte den Ring genau zu kennen. Ein kleiner,

aber überaus schöner lichtgrüner Edelstein, ein Smaragd, von kleinern Diamanten umgeben und in das reinste Gold sehr kunstreich gefaßt, glänzte darauf. Um sich ganz davon zu überzeugen, ob es wirklich ebenderselbe Ring sey, bat er um Erlaubniß, den schönen Ring näher betrachten zu dürfen. Das Fräulein zog den Ring vom Finger, und überreichte ihm denselben. Er war es. Sogar die Anfangsbuchstaben des Namens, A. v. W., Arthur von Waldon, befanden sich in dem Ringe. „Woher haben Sie den Ring?" fragte der Graf. Das Fräulein erröthete und antwortete ausweichend. „Sie dürfen kein Bedenken tragen, es mir zu sagen," sprach der Graf. „Dieser Ring war mir schon bekannt, ehe er in Ihre Hände kam. Wenn ich auch die Hand kennen lerne, aus der Sie ihn erhielten, so kann dieses vielleicht auf eine sehr angenehme Entdeckung führen. Das Fräulein blickte freudig auf und sagte: „Ich erhielt diesen Ring von meinem Bräutigam, einem sehr edlen jungen Manne, Namens Adolph

Viktor Weller, dem Sohne eines angesehenen Kaufmannes in Leipzig." „Dieser Name ist mir gänzlich unbekannt," sagte der Graf. Er schwieg und wurde nachdenkend.

Neben dem Fräulein saß eine ehrwürdige Dame, wie es schien, die Mutter oder Tante der schönen Braut. Nach der Tafel fragte der Graf einen der Gäste, wer die Dame sey. Dieser sagte: „Sie ist die Wittwe des seligen Oberst von Lilienthal, eine ganz vortreffliche Frau, sehr reich und eine große Wohlthäterin der Armen." Der Graf ging zu ihr hin, ihr seine Verehrung zu bezeigen, sagte, daß er ihren Gemahl wohl gekannt und dessen Tod schmerzlich bedauert habe, und wünschte ihr Glück, eine so liebenswürdige Tochter zu haben. Die Frau von Lilienthal sagte: „Sie ist nur meine angenommene Tochter; sie ist eine Waise. Ihre Mutter ist schon längst todt, ihr Vater aber, der Hauptmann von Hellmuth, ist des rühmlichen Todes für das Vaterland gestorben." Einige Damen, denen die Frau

von Lilienthal versprochen hatte, nach Tische mit ihnen einen Spaziergang zu machen, kamen herbei, sie abzuholen, und unterbrachen das Gespräch.

Der Graf eilte sogleich auf sein Zimmer, und schrieb an den Marschall, er lobe es zwar sehr, daß der wohlthätige Herr unnütze Kostbarkeiten zum Besten der Armen verkauft habe; allein, daß der bewußte Brautring, ein so schätzbares Andenken, in fremde Hände gekommen sey, falle ihm doch sehr empfindlich. Der Marschall schüttelte, als er den Brief las, den Kopf und rief: „Ich habe dieses Ringlein nicht verkauft; es muß sich in dem Schmuckkästchen befinden. Ich habe, bevor ich das Kästchen dem alten Förster anvertraute, das Verzeichniß der Kostbarkeiten noch einmal genau durchgangen, und was ich heraus nahm, in dem Verzeichniß durchstrichen.“ Er sah nach. Den Ring fand er richtig in dem Verzeichnisse — aber nicht mehr in dem Kästchen. „Das ist wunderlich,“ sagte er; „die Entwendung

des Ringes ist fast so seltsam und eigen, als der Diebstahl meines kostbaren Rubins. Doch ganz gewiß hat Ein Dieb beide entwendet. Allein er muß dennoch ein seltsamer, ganz eigener Dieb seyn, daß er gerade den kostbarsten Edelstein, und dann nur die unbedeutendsten Steinchen nahm und alles Uebrige unberührt ließ. Doch ich hoffe nunmehr, ihm auf die Spur zu kommen." Er schrieb auf der Stelle an ein ihm bekanntes Handelshaus in Leipzig, ihm über einen Kaufmann, Namens Weller, nähere Auskunft zu geben. Da er aber auf Anrathen der Aerzte eben nach Pyrmont abreisen wollte, um dort den Gesundbrunnen zu gebrauchen, so bat er, ihm die Antwort dahin zu senden.

Es wurde ihm sogleich geantwortet, von einem Kaufmanne dieses Namens, Vater oder Sohn, sey in Leipzig nicht das Geringste bekannt. Der Marschall schrieb nun von Pyrmont aus an das Kreis- und Stadtgericht in der Residenz, das Fräulein

Hellmuth zu vernehmen, wo der angebliche Kaufmann Weller sich gegenwärtig befinde, sie auch über ihren Vater und ihre sonstigen Verhältnisse zu befragen.

Da der Diebstahl mehr als tausend Gulden betrug, so fand man für nothwendig, die Sache genau zu untersuchen. Ein Gerichtsrath erschien als Kommissär in dem Hause der Frau von Lilienthal. Sowohl die Frau als noch mehr Fräulein Mathilde waren darüber höchst bestürzt. Mathilde sank beinahe in Ohnmacht. Wo ihr angeblicher Bräutigam, von dem sie den schönen Ring erhalten habe, sich gegenwärtig befinde, wußte sie nicht zu sagen. Sie wußte auch sonst ihn nicht näher zu bezeichnen. Sogleich die ersten eindringlichen Fragen des Kommissärs, wo ihr Vater, der Hauptmann, vor Ausbruch des Krieges gelebt habe, mit welchen Offizieren und andern Herren er da Umgang gehabt habe, welche Leute sie da kenne, wußte sie nicht zu beantworten. Sie sah sich genöthigt, zu

bekennen, sie sey nicht die Tochter eines Hauptmannes, sondern — des Försters Hubert Hell bei Hainburg.

Frau von Lilienthal, ihre Pflegemutter, die dabei stand, erblaßte. „O Mathilde,“ rief sie, „das hätte ich von dir nie geglaubt, daß du mich so hintergehen könntest!“ Der Kommissär sagte: „Das ist sehr schlimm! Das Mädchen ist eine Betrügerin. Da der Name Desjenigen, von dem sie den Ring erhalten zu haben vorgibt, offenbar falsch ist; da sie selbst sich unter einem falschen Namen in dieses Haus eingeschlichen hat; da nicht nur der Ring, in dessen Besitz sie sich befindet, sondern auch jener kostbare Rubin, offenbar aus jenem Schmuckkästchen, das ihr wahrer Vater, der Förster Hubert Hell, so lange Zeit in Verwahrung gehabt, entwendet worden, und da der Diebstahl eine so große Summe beträgt, so ist es nothwendig, dieses Mädchen, Namens Mathilde Hell, in gefängliche Verwahrung zu bringen, und

sie einer gerichtlichen Untersuchung zu unterziehen."

Der Gerichtsrath befahl dem Gerichtsdiener, der in dem Vorzimmer stand, einzutreten, bat die Frau von Lilienthal, sich mit ihm in ein anderes Zimmer zu begeben, und fragte sie, wie Mathilde, seit sie in diesem Hause lebe, sich aufgeführt habe. Die Frau gab ihr das beste Zeugniß. Sie sagte unter Anderm: „Mathilde ist mir von einem sehr ehrwürdigen Manne empfohlen worden. Doch — schon ihr liebliches, anmuthiges Gesichtchen war mir ein Empfehlungsschreiben." Der Kommissär fragte, wer dieser Mann sey. Die Frau sagte: „Es ist der alte Eremit Dagobert im Gebirge, dessen Einsiedelei nur wenige Meilen von meinem Landgute entfernt ist." Sie wiederholte noch einmal: „Mathilde hat durch ihr Betragen die Empfehlung des frommen Greises vollkommen gerechtfertiget. Seit sie bei mir ist, betrug sie sich immer freundlich, dienstfertig, gehorsam, treu und ohne allen Tadel. Nur das wollte mir an

ihr nicht gefallen, daß sie von ihrem vorgeblichen Vater, dem Hauptmanne, nicht gerne redete, von ihm so viel als nichts zu sagen wußte, und das Gespräch über ihn immer sogleich abbrach. Doch sey das, wie es wolle! Ich habe sie nun einmal an Kindesstatt angenommen. Sie gilt allgemein für meine Tochter, und sie erschien mit mir in sehr angesehenen Gesellschaften. Ich hoffe daher, das Stadtgericht werde sie doch nicht in ein gemeines Gefängniß werfen lassen.“ „O nein,“ sprach der Kommissär; „aus Achtung gegen ihre Pflegemutter, die gnädige Frau, werden wir dem bedauernswerthen Kinde auf unserm Rathhause ein recht hübsches Zimmerchen anweisen, in dem man ordentliche Bürger wegen geringer, nicht entehrender Polizeivergehen zu bewahren pflegt.“

Der Gerichtsrath kehrte mit der Frau zurück in das Zimmer, in dem sich Mathilde trostlos in einen Sessel geworfen hatte, und die Hände rang. Der Herr sagte: „Sie müssen mit mir kommen, mein Fräulein.“ Zu dem Gerichtsdiener sagte er:

„Ihr dürft uns nur in einiger Entfernung begleiten.“ Mathilde nahm, mit heißen Thränen betheuernd, sie sey an dem Diebstahle des Ringes unschuldig, von ihrer gütigen Pflegemutter Abschied. Auch diese hatte Thränen in den Augen. Mathilde folgte, noch einmal mit ihren rothgeweinten Augen nach ihrer gütigen Pflegemutter wehmüthig zurückblickend, dem vom Stadtgerichte abgesendeten Herrn.

Sobald Mathilde in ihr Gefängniß eingeführt war, und man die schwere, eisenbeschlagene Thüre hinter ihr verschlossen und verriegelt hatte, warf sie sich auf die Knie nieder und betete: „O Du lieber, barmherziger Gott! Du weißt es, daß ich nichts davon gewußt habe, der unglückliche Ring sey gestohlen. Ich habe freilich sehr gefehlt, daß ich mich mit einem fremden Jünglinge, der mir gut und edel schien, in eine Bekanntschaft eingelassen und meinem Vater nichts davon gesagt habe. Noch mehr war es gefehlt, daß ich nach dem Tode meines Vaters, mit diesem mir zu wenig be-

kannten Jünglinge mich verlobt und einen Verlobungsring von ihm angenommen habe. Der größte Fehler aber war, daß ich mich überreden ließ, unter einem fremden Namen bei der edlen Frau von Lilienthal eingeführt zu werden. Für diese Unvorsichtigkeiten hast Du, gerechter Gott, zu meiner Besserung mich in dieses Gefängniß kommen lassen. Ich verdiene, obwohl sonst kein Vergehen auf mir ruht, diese Strafe. Allein verzeih mir diese Fehler! Du bist ja gnädig und barmherzig! Laß mich geläutert, wie Gold im Feuer, aus dieser Prüfung hervor gehen, und führe mich dann wieder in die Arme meiner geliebten Pflegemutter zurück."

Allein das Gericht glaubte nicht an Mathildens Unschuld. Die Geschichte mit dem entwendeten Ringe und dem kostbaren Rubine wurde, als ein Diebstahl, der über tausend Gulden betrug, ein Kriminalfall genannt, und veranlaßte eine langwierige Untersuchung. Es wurde viel geschrieben. Man forschte überall nach, was für einen

Leumund der verstorbene Förster gehabt, und wie die Aufführung seiner Tochter von ihrer Kindheit an gewesen sey. Man verfolgte den sogenannten Adolph Viktor Weller durch Steckbriefe. Allein nirgends wurde die geringste Spur von ihm entdeckt. Man forderte alle Ortsgerichte im ganzen Lande auf, bei allen Goldschmieden und Juwelenhändlern nachzufragen, ob ihnen der Rubin, ein Edelstein von seltenem Glanze und einem Gewichte von sechs bis acht Karat, nicht zum Verkaufe angeboten worden. Allein vergebens. Auch Frau von Lilienthal mußte sich gefallen lassen, gerichtlich vernommen zu werden, und Alles zu Protokoll zu geben, was sie von dem alten Einsiedler wußte, und was dieser ihr von Mathilden erzählt habe. Man bedauerte sehr, daß der alte Mann, kurz vor der Entdeckung des gestohlenen Ringes, gestorben war; man erkundigte sich aber dennoch in einem Schreiben an das Amtsgericht, in dessen Bezirke er sich aufgehalten hatte, genau, ob er denn wirk-

lich ein so frommer, ehrwürdiger Mann gewesen sey, wie Einige sagen, oder ob er nicht vielmehr ein schlauer Heuchler gewesen, und heimlich etwa mit dem alten Förster oder gar mit Räubern in Verbindung gestanden. Es wurde zurück geschrieben, ungeachtet der genauesten Nachforschungen könne man von ihm nichts Nachtheiliges berichten.

Mit Mathilden wurden mehrere Verhöre gehalten. Allein aus allen ihren Antworten konnte nichts Widersprechendes heraus gefunden werden. Sie blieb immer dabei, von einem Schmuckkästchen, das ihr seliger Vater in Verwahrung gehabt haben solle, habe er ihr nie ein Wort gesagt; von dem Ringe habe sie sich gar nicht denken können, er sey gestohlen; es wäre ihr gar nie eingefallen, sich für die Tochter eines Hauptmannes auszugeben, es sey dieses vielmehr ihrem Sinne und Gefühle ganz und gar entgegen gewesen; allein der alte Einsiedler, der nach dem Tode ihres Vaters in ihr Haus gekommen sey, und den sie damals in ihrem Leben das erste und das letzte

Mal gesehen, habe sie dazu bewogen. „Seine hohe, ehrwürdige Gestalt," sagte sie, „sein ernstes, faltiges Gesicht, seine schneeweißen Haarlocken, die auf die Schultern herabhingen, sein langer weißer Bart, sein schwarzbraunes Gewand, das bis auf die Erde reichte, seine nachdrücklichen, gebietenden Worte erfüllten mich mit einer solchen Ehrfurcht, daß ich ihm glaubte. Allerdings ist es von mir, wie ich erst jetzt einsehe, sehr unüberlegt und unvorsichtig gewesen, den Versicherungen zweier Fremden, jenes Jünglings und dieses Greises, geglaubt zu haben, obwohl ich nicht den geringsten Grund gehabt, ihre Redlichkeit zu bezweifeln, sondern als eine arme Waise, in meiner gänzlichen Verlassenheit, zu Beiden das größte Zutrauen gefühlt habe."

Sie vergoß viele tausend heiße Zähren und seufzte unzählige Male: „Ach, in wie viele Leiden kann eine einzige jugendliche Unvorsichtigkeit den Menschen verwickeln!"

3.

Adolph von Wildberg.

Adolph von Wildberg befand sich indessen noch immer im Kriege. Er wurde verwundet und gefangen. Man hörte lange nichts von ihm, und zweifelte, ob er noch lebe. Nachdem es aber Friede geworden, kam er eines Abends ganz unerwartet zurück nach Wildberg. Er ging, bevor er sich in sein väterliches Schloß begab, zuerst zu dem alten Amtmanne und bat ihn, die bekümmerten Eltern auf die unverhoffte Freude vorzubereiten. „Machen Sie Ihre Sache gut,“ sagte Adolph, „in einer halben Stunde werde ich mit Ihrem Herrn Sohne hier, meinem lieben Friedrich, meinem Jugendfreunde von der hohen Schule her, nachkommen.“

Die Freude der Eltern war unbeschreiblich. Adolph mußte nun erzählen, was ihm in dem Kriege Alles begegnet sey. Alle hörten ihm mit großer Theilnahme zu. Die Mutter lud den Amtmann und dessen Sohn ein, bei dem Abendessen zu bleiben, um Adolphs merkwürdige Erzählung ganz bis an das Ende zu hören. Man ging in das Speisezimmer und setzte sich an die hellbeleuchtete Tafel. Alle waren so begierig zu hören, daß sie darüber beinahe zu essen vergaßen.

Nachdem Adolph mit seiner Erzählung fertig war, sprach er: „Nun möchte ich doch auch hören, was sich indessen in Wildberg, in Hainburg und in der Gegend zugetragen hat." Der alte Amtmann sagte: „Das Merkwürdigste ist wohl der Kriminalfall der unglücklichen Mathilde Hell, ein sehr verwickelter Fall, der in dem ganzen Lande großes Aufsehen erregt." Der Amtmann erzählte die Geschichte, und fügte am Ende bei: „Man ist sehr begierig auf

den Urtheilsspruch. Das Mädchen, die Inquisitin, läugnet hartnäckig; allein das wird ihr wenig nützen. Da sie einmal eine offenbare Unwahrheit, die Fälschung ihres Namens — weil sie es nicht anders zu machen wußte — bekannt hat, so verdient sie auch in allem Uebrigen keinen Glauben mehr, zumal man den gestohlenen Ring bei ihr gefunden hat. Man wird sie durch die Folter schon dahin zu bringen wissen, die Wahrheit einzugestehen — und ihr Kopf fällt dann ganz gewiß unter dem Schwerte des Scharfrichters.“

„Das wäre doch gar zu gräßlich!“ rief Friedrich, der Sohn des Amtmannes, „besonders da es noch immer möglich ist, das Mädchen sey unschuldig. Die Folter aber ist kein Mittel, die Unschuld der Angeschuldigten an den Tag zu bringen. Schon Viele haben auf der Folter sich als schuldig bekannt, und sind unschuldig hingerichtet worden. Und was wären auch tausend Gulden gegen ein Menschenleben? Ich ha-

be als ein kleiner Knabe einmal die Enthauptung einer Weibsperson gesehen, die wegen des Diebstahls von hundert Gulden hingerichtet worden. Das todtblasse Gesicht der Unglücklichen, die verbundenen Augen, der entblößte Hals, das blitzende Schwert, das hochaufspritzende Blut, das fallende Haupt, die mit Blut übergossenen Schultern schweben mir noch immer vor der Seele. Mir schaudert, wenn ich nur daran denke.''

Adolph stand plötzlich auf, sagte: „Mir wird übel!'' und eilte schnell und ohne Licht auf sein Zimmer. Hier ging er in dem dunklen Zimmer mit starken Schritten auf und ab. „Schrecklich! Schrecklich!'' rief er wiederholt. „Eine wahre Todesangst überfällt mich. Ich allein bin an der traurigen Geschichte schuld; die gute Mathilde ist unschuldig. Ich habe an dem edlen Mädchen sehr unedel gehandelt. Das arme, verlassene, schuldlose Kind von noch nicht achtzehn Jahren vertraute mir. Ich

muß sie retten. Sie soll nicht sterben! Lieber will ich zu Grunde gehen, als daß ihr noch ein weiteres Leid geschehe.“

Jetzt trat Adolphs Mutter mit Licht herein, um nachzusehen, wie er sich befinde. „Was hast du?“ sprach sie, „was ist dir? Dein Entsetzen über die Geschichte war ja ganz außerordentlich. Sage mir doch, wie das kommt! Ich begreife dich nicht.“ „Ach,“ sagte Adolph, „Friedrichs Erzählung von jener Hinrichtung, die ich auch mit angesehen habe, erschütterte mich so.“ „O, nein, nein!“ sprach die Mutter, „das ist nicht die wahre Ursache. Du hast in dem Kriege zu viel Blut und Wunden gesehen, als daß eine solche alte Geschichte dich so ergreifen könnte. Du mußt an der Försters-Tochter irgend einen nähern Antheil nehmen. Du erblaßtest schon, als der Amtmann nur ihren Namen nannte und von ihr zu reden anfing. Ich habe es wohl bemerkt. Wenn du zu dem Unglücke des bedauernswerthen Kindes auf irgend eine Weise

beigetragen hast, so bekenne es mir, deiner liebevollen Mutter, aufrichtig. Wir wollen dann mit einander überlegen, wie das Mädchen noch könne gerettet werden. Ich hoffe, wenn du dich je eines bedeutenden Fehlers schuldig gemacht haben solltest, die Sache auch bei deinem Vater zu vermitteln."

„Sie haben Recht, liebste Mutter," sagte Adolph. „Ich habe die ganze Verwirrung angerichtet; ich habe nicht nur den Ring aus dem Schmuckkästchen genommen und ihn Mathilden geschenkt, sondern auch jenen kostbaren Rubin habe ich mit einem falschen Steine verwechselt."

„Auch den Rubin!" rief die Mutter, „jenen herrlichen Stein in dem Ordenszeichen, auf das dein Onkel, der Marschall, einen so großen Werth legt? Wie konntest du doch auf diesen unglücklichen Gedanken kommen? Ich kann es mir unmöglich vorstellen. Mir brechen darüber fast die Knie." Sie setzte sich auf das Kanapee, und hieß Adolph neben sich sitzen.

„Ich will Ihnen Alles der Wahrheit gemäß erzählen,“ sagte Adolph. „Und da muß ich sogleich von dem Rubine anfangen, der mich veranlaßte, mir auch den Ring zuzueignen. Obwohl meine Unbesonnenheit schlechterdings nicht zu rechtfertigen ist, so glaube ich dennoch, Einiges vorbringen zu können, das sie zu entschuldigen dient. So schwarz mein Vergehen in den Augen der Welt erscheinen muß, so werden ihm die Umstände eine mildere Farbe geben.“

Adolph erzählte: „Als der Onkel noch in der Residenz wohnte, und ich bei ihm, es aber bereits bekannt war, er werde sich für immer auf seine Güter zurückziehen, da kam ein Kaufmann aus Frankreich, der mit Edelsteinen, Perlen und allerlei Kostbarkeiten handelte, zu ihm und sagte: Ein russischer Fürst, dessen junge Gemahlin über den schönen Rubin ganz entzückt sey, wünsche den Stein, um welchen Preis es immer seyn möge, zu erhalten. Da der Herr Marschall doch nie mehr bei Hofe, noch viel

weniger bei einer militärischen Feierlichkeit zu erscheinen gedenke, und ihm das Kleinod ganz entbehrlich sey, so werde er wohl geneigt seyn, wenn es ihm gut bezahlt werde, es zu verkaufen. Der Onkel ward über diesen Antrag sehr unwillig. „Seyd Ihr toll?“ sprach er zu dem Kaufmanne. „Der herrliche Stein, der in meinem Orden prangt, ist mir durchaus nicht feil.“

„Am Tage, bevor ich das letzte Mal nach Hainburg reiste, um den Onkel zu besuchen, und eben Anstalten zu meiner Abreise machte, kam jener Kaufmann, der auf seinen Handelsreisen jährlich einige Wochen in der Residenz zubringt, zu mir auf mein Zimmer, und sagte im größten Vertrauen, er habe mir einen Vorschlag zu machen, den ich gewiß nicht verwerfen werde; der Rubin lasse sich sehr leicht mit einem andern schönen rothen Steine vertauschen, den Jedermann, wenn er ihn in einem Orden glänzen sehe, für ächt halten werde. Er wisse diese Arbeit ganz unvergleichlich zu besorgen.

Ich fand den Vorschlag nicht genehm. Allein wenige Tage nachdem ich zu Hainburg angekommen war, übergab der Onkel mir und dem alten Förster jenes Schmuckkästchen, es in dem Walde zu verbergen. Da fiel mir ein, es wäre doch nicht so übel, den Stein, der vielleicht viele Jahre in der Felsenschlucht werde vergraben bleiben, vortheilhaft zu verkaufen, und das nicht unbedeutende Kapital zu guten sichern Zinsen in der Bank anzulegen. „Wer weiß,“ dachte ich, „was für ein Ende der Krieg nehmen werde! Vielleicht werden wir, des feindlichen Ueberfalls wegen, von unsern Gütern lange Zeit wenig mehr beziehen, oder vielleicht bleiben sie gar in der Gewalt des Feindes und wir sehen sie nie mehr. Der Onkel hat mir ja unzählige Mal gesagt: „Du, Adolph, bist mein einziger Erbe. Alles, was ich habe, ist dein, denn ich lebe nicht mehr lange, und werde fast nichts mehr davon nöthig haben; du aber wirst Alles zum Nutzen unserer Familie verwenden.“ Da ich den Verkauf des

Edelsteins als offenbar nützlich für uns erachtete, so nahm ich das Ordenszeichen heimlich zu mir. Am andern Morgen reiste ich mit dem Onkel in die Residenz. Ich suchte sogleich den Handelsmann auf, der sich erboten hatte, den Rubin zu kaufen, und traf ihn noch auf seinem Zimmer in dem Gasthofe. Er wußte anstatt des ächten Steines sehr geschickt einen falschen, aber schön glänzenden rothen Stein einzusetzen und bezahlte mir die Summe von tausend Gulden baar. Ich legte das Kapital in der Bank an, und behielt keinen Heller davon für mich."

„Es war allerdings sehr keck und verwegen, dieses ohne Wissen des Onkels zu thun," sagte die Mutter. „Jedoch war es eigentlich kein Diebstahl, indem du einmal den Onkel beerben wirst. Allein wie kam denn der Ring in die Hand des Jägermädchens? Hast du ihn zugleich mit dem Ordenskreuze aus dem Kästchen genommen?"

„Nein," sagte Adolph, „das geschah

erst späterhin. Sie werden sogleich hören. Während meines letzten Aufenthaltes zu Hainburg, wenige Tage vor meiner Abreise, habe ich die Tochter des Försters bloß auf einige Augenblicke gesehen — in dem Hause des Oberförsters, wohin sie einen Auerhahn brachte, den ihr Vater geschossen hatte. Ihre Unschuld, ihre Schönheit, ihre Heiterkeit, ihre ländliche Unbefangenheit, ihre verständigen Antworten entzückten mich. Ich bedauerte, daß ich nicht länger mit ihr sprechen konnte, weil sie sehr nach Hause eilte. Ich verglich sie in Gedanken mit so manchem vornehmen Frauenzimmer, das ich kennen gelernt, und mußte ihr bei Weitem den Vorzug geben. Ich sah da recht den Unterschied zwischen unbefangener Natur und künstlicher Ziererei. Als ich am folgenden Tage mit ihrem Vater auf die Jagd ging, sagte ich ihm einige Worte zum Lobe seiner Tochter und pries ihn glücklich, eine solche Tochter zu haben. Da kam ich aber übel an. Er sagte mit großem Unwillen: „Die adeligen jungen Herren, die ihre Bli-

cke auf Bürgerstöchter richten, sind mir fürchterlich. Keiner soll mir je meine Schwelle betreten; ja ich gebe es auch nicht zu, daß meine Tochter während der Jagdzeit nur ein einziges Mal in das Schloß komme. Einen solchen Raubvogel, der unschuldigen Tauben nachstellt, könnte ich erschießen." So sagte der Förster, und warf mir einen furchtbaren, drohenden Blick zu. Ich fand aber doch Gelegenheit, Mathilde noch einmal zu sehen und zu sprechen. Der Förster war den andern Morgen in die Stadt gefahren, um ein Paar Hirsche und einige Rehe dahin zu liefern. Ich wagte es daher, in das Jägerhaus zu gehen, that aber, als wüßte ich es nicht, der Förster sey in die Stadt gefahren. Ich sagte zu Mathilden, da ihr Vater mich heute nicht zur Jagd abhole, so wolle ich einmal ihn abholen. Mathilde schien äußerst verlegen. Ich merkte sogleich, der Vater habe ihr großes Mißtrauen gegen adelige Herren eingeflößt, ja sogar Furcht und Abscheu. Nach und nach kamen wir doch zu einer Unterredung.

Ich sagte ihr, ich sey bloß der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, und wolle sie heirathen; sie solle aber vor der Hand ihrem Vater noch nichts davon sagen, indem ich zuvor noch einige Angelegenheiten in Ordnung zu bringen habe. Sie brach das Gespräch ab, und bat mich, das Haus zu verlassen, ehe ihr Vater zurück komme; ich gehorchte ihr, äußerte jedoch noch einmal den Wunsch, sie als meine Braut zum Altare zu führen."

„Was? du? ein junger Freiherr, wolltest ein Jägermädchen heirathen?" sprach die Mutter. „Diese Unbesonnenheit ist noch mehr zu tadeln, als die Entwendung des Ringes. Doch sage, wie kam der Ring in deine Hand, wie in die Hand des Mädchens?"

„Das stand noch einige Zeit an," sagte Adolph. „Ich hatte den Ring noch nicht, ich wußte nicht einmal, daß er sich in dem Kästchen befinde. Doch, hören Sie weiter! Sogleich am folgenden Tage kam die Nachricht, der Krieg sey wieder ausgebrochen.

Ich wurde zu meinem Regimente einberufen und fand kaum noch Zeit, mit Hülfe des alten Försters das Juwelenkästchen im Walde zu verbergen. Im weiteren Verlaufe des Krieges hatten wir Husaren eine lange Reihe von Wagen mit Munizion in eine entfernte Festung zu begleiten. Der Zug kam nicht weit von Hainburg vorbei. Ich sah das Schloß wohl in der Ferne liegen. Allein weil der Onkel nicht dort war, hatte ich kein Verlangen, hinzugehen. Dagegen regte sich in mir der Wunsch, Mathilden noch einmal zu sehen. Auch wollte ich das Ordenszeichen des Onkels wieder an Ort und Stelle bringen, damit, wenn es vermißt würde, der gute, alte Jäger nicht in Verdacht und böse Händel gerathe. Ich bat den Kommandanten des Zuges um Erlaubniß, einen lieben, werthen Freund und Jagdgenossen in der Gegend auf einige Augenblicke besuchen zu dürfen. Er gestattete es, und bestimmte mir die Stunde, in der ich wieder bei dem Zuge einzutreffen habe. Ich fand das Schmuckkästchen noch richtig

und unversehrt in der Felsenkluft. Indem ich die Kostbarkeiten in dem Kästchen mit dem Finger ein wenig auseinander schob, um für das Futteral, worin sich der Orden befand, Raum zu machen, da bemerkte ich den Ring mit dem schönen, grünen Edelstein. Ich nahm ihn, als eine unbedeutende Kleinigkeit, heraus, um ihn Mathilden zum Brautringe zu geben. Es glückte mir aber diesmal nicht, sie zu sehen, und ich schloß mich unverweilt wieder an unsern Kriegszug an. Wir brachten unsere Wagen, wiewohl uns der Feind öfter aufzuhalten suchte und wir nur langsam weiter kamen, endlich doch noch glücklich an Ort und Stelle. Wir kehrten auf dem nemlichen Wege zurück, und ich besuchte nun Mathilde. Allein ich fand sie in Trauerkleidern und in der tiefsten Betrübniß. Ihr guter, alter Vater war vor wenigen Tagen gestorben, nachdem er noch kurz zuvor die weite Reise gemacht, und meinen Onkel in der Residenz besucht hatte. Sie fühlte sich ganz verlassen und fast trostlos.

Es ängstigte sie, jetzt zur Zeit des Krieges, in dem abgelegenen Jagdhause tief im Walde, so allein zu wohnen. Sie hatte keine Verwandten mehr, und bei dem Onkel Hülfe zu suchen, an dem ihr seliger Vater immer einen so guten Herrn gehabt hatte, war jetzt, wegen des Krieges, nicht wohl möglich. Ich tröstete sie; ich machte ihr Hoffnung, ihr in dem Hause irgend einer geachteten Familie eine sichere Zufluchtsstätte zu verschaffen. Ich versprach ihr die Ehe, und gab ihr zur Bestätigung dieses Versprechens den Ring. In dem Ringe befinden sich die Anfangsbuchstaben A. V. W. Es freute mich, daß diese Buchstaben mit meinem wahren Namen Adolph von Wildberg übereinstimmten. Da ich Mathilden früherhin gesagt hatte, ich sey der Sohn eines Kaufmanns, so ließ ich mich von dieser Unwahrheit noch zu einer andern verleiten, und sagte ihr, indem ich sie auf die drei Buchstaben in dem Ringe aufmerksam machte, mein Name sei Adolph Viktor Weller. Ich bezeigte ihr mein Bedauern,

daß ich augenblicklich abreisen müsse, indem mich das Loos getroffen, Kriegsdienste zu leisten. In wenigen Tagen aber, versicherte ich sie, werde ein sehr ehrwürdiger Mann zu ihr kommen und sie an einen guten Ort bringen.“

Adolphs Mutter war übel damit zufrieden, daß ihr Herr Sohn dieses schätzbare Kleinod an die Försterstochter verschenkt hatte. Allein sie sagte bloß: „Diesen Ring hatte der junge Graf Arthur von Waldon der seligen Tochter deines Onkels, Fräulein Emilien, bei seinem Eheverlöbniß mit ihr gegeben.“ Weiter sagte sie für jetzt nichts. Sie wollte Adolphs Erzählung nicht unterbrechen; sie war sehr begierig, das Ende zu hören.

Adolph erzählte weiter: „In eben dem waldigen Gebirge, nicht weit von der Straße, die unser Kriegszug genommen hatte, lebte ein alter Eremit, Namens Dagobert, wohl schon achtzig Jahre alt, ein sehr merkwürdiger Mann. Er war ehedem Soldat,

und als Wachtmeister wegen seiner Entschlossenheit und Tapferkeit ausgezeichnet. Nachdem er verwundet und zum Dienste untauglich geworden, bezog er als Eremit die Einsiedelei im Gebirge, die eben leer stand. Er galt weit umher im Lande für sehr fromm, und für überaus klug. In Pallästen und Hütten hatte man Zutrauen zu ihm. Er wußte oft noch guten Rath, wo man sich nicht mehr zu helfen wußte. Er vermittelte manche Zwiste und Streitigkeiten. Auch mein Onkel schätzte ihn, als einen alten tapfern Krieger, und ich habe den würdigen Eremiten mehr als einmal in dem Schlosse zu Hainburg gesehen. An diesen Mann beschloß ich mich zu wenden, und ihm mein Geheimniß anzuvertrauen. Er schüttelte einigemale den Kopf, runzelte die Stirne und sagte endlich: „Was geschehen, ist nicht mehr zu ändern. Es ist nun einmal so, wie es ist. Die Frage ist nun, was jetzt zu thun sey. Für die arme verlassene Försterstochter muß fürerst gesorgt werden, und da fügt es sich, wie

ich denke, eben recht gut. Ich hoffe, sie gut unterzubringen. Etliche Meilen von hier wohnt die Wittwe des Herrn Obersten von Lilienthal. Sie ist, weil wir dahier seit der letzten Schlacht von dem Feinde nicht mehr viel zu befürchten haben, in der vorigen Woche aus der Residenz auf ihrem Landgute angekommen. Sie ist eine große Wohlthäterin, eine wahre Mutter der Armen. Besonders nimmt sie sich der Wittwen und Waisen im Felde umgekommener Offiziere an. Sobald ich ihre Ankunft vernahm, besuchte ich sie. Und da sagte sie mir, sie wünsche eine verwaiste Offizierstochter, nicht so fast als ihre Dienerin, sondern vielmehr als ihre künftige Gesellschafterin, in ihr Haus aufzunehmen. Wenn ich, da ich mit vielen Offizieren bekannt sey, ein solches Mädchen, das sich dazu bilden ließe, auffinden könne, so solle ich ihr weitere Nachricht geben. „Und da wird es nun," sprach er, „sehr gut und fast nothwendig seyn, der Frau zu sagen: Mathilde sey die Waise eines Offiziers. Der

alte Förster war ja Unteroffizier bei der Landwehr, und, so viel ich weiß, zum Hauptmanne bestimmt. Lassen wir ihn wirklich zum Hauptmanne vorrücken. Auch der Name Hell dürfte, etwa mit Beifügung einer einzigen Sylbe, geändert werden. Wir wollen sie Hellmuth nennen. Lassen Sie mich nur gewähren," sagte der Eremit; „es wird alles gut gehen." Ich bat ihn, meines Namens bei der Geschichte durchaus nicht zu erwähnen, und mir zu schreiben, wie es gegangen sey, schwang mich auf mein Pferd und ritt im Galoppe weiter, unsere Wagen wieder einzuholen."

„Nach einiger Zeit berichtete mir der alte Dagobert: Mathilde habe sich fast nicht überreden lassen, ihren Namen zu ändern, und sich für ein Fräulein auszugeben; endlich habe sie auf seine Vorstellungen, daß in ihrer traurigen Lage ihr nicht anders zu helfen sey, doch eingewilligt, und die Frau von Lilienthal habe Mathilden mit großem Wohlgefallen aufgenommen. Wie es weiter

ging, welcher furchtbare Verdacht Mathilden in das Gefängniß brachte, und was noch Alles über sie kommen könne, ist Ihnen, liebste Mutter, bekannt. Ach, wenn die Befürchtnisse des alten, erfahrenen Amtmannes, die er heute Abends unverholen äußerte, eintreffen sollten, das wäre schrecklich! Diesem großen Unglücke müssen wir vorbeugen; Mathilde muß gerettet werden."

„Es ist eine traurige Geschichte!" sprach die Mutter. „Da ist schwer zu helfen. Wir wollen überlegen, wie ihr Leben, aber auch deine Ehre zu retten sey. Doch — horch! Eben gehen der Amtmann und sein Sohn nach Hause. Dein Vater kommt die Stiege herauf. Laß zuerst bloß mich reden. Ich will versuchen, ihm die Geschichte mit möglichster Schonung beizubringen." Der Vater trat in das Zimmer und fragte: „Nun Adolph, wie geht's Dir?" „Ach," rief die Mutter, „der gute Adolph, dessen Ankunft uns so große Freude macht, befindet sich in der äußersten Bestürzung." Sie fing sogleich an, zu erzählen und ließ mit

großer mütterlicher Zärtlichkeit alles Erdenkliche, was ihrem Sohne zur Entschuldigung dienen konnte, in die Erzählung mit einfließen. Am Ende fügte sie noch bei: „Der Verkauf des kostbaren Rubins kann durchaus nicht für eine Entwendung angesehen werden, denn Adolph wußte ja, sein Onkel habe ihn zum Universalerben eingesetzt und ihm namentlich das Ordenszeichen vermacht. Ueberdies war unser lieber Adolph bei diesem Handel nicht einmal auf sich, sondern nur auf das Beste der Familie bedacht, und hat das erlöste Geld angelegt und keinen Heller davon für sich verwendet. Und was den Ring betrifft," sagte sie, „so hat derselbe keinen großen Geldwerth. Es läßt sich als einen jugendlichen Leichtsinn entschuldigen, daß Adolph den Ring, den er doch einmal geerbt hätte, — verschenkt hat."

Der Vater, der bisher mit sehr ernstem Gesichte stillschweigend zugehört hatte, sprach: „Die Welt wird die Sache nicht so leicht

nehmen. Es wird großes Aufsehen erregen, in der Residenz und im ganzen Lande, wenn man hört, das gute Mädchen, das als des Diebstahls verdächtig im Gefängniß liegt, sey unschuldig und keineswegs eine Diebin; der junge Freiherr von Wildberg habe nicht nur den fraglichen Ring, sondern auch den kostbaren Rubin entwendet. Was hast du nun zu thun im Sinne, Adolph?"

„Was kann ich thun?" sagte Adolph. „Es reuet mich unaussprechlich, so unüberlegt gehandelt zu haben, und ich begreife nicht, wie es mir möglich war, solche tolle Streiche zu machen. Eben so schmerzlich ist es mir, dem armen Mädchen ein so unverdientes Schicksal zugezogen zu haben. Es bleibt mir keine andere Wahl, als zum Nachtheile meiner Ehre, wenigstens in den Augen der meisten Menschen, mich als schuldig zu bekennen, oder Mathilden ihrem Schicksal zu überlassen. Ich bin entschlossen, mich vor Gericht zu stellen, sie für unschuldig zu erklären und alle Schuld auf mich zu nehmen."

„Das ist ein edelmüthiger Entschluß,“ sprach der Vater; „er versöhnt mich wieder mit deinen begangenen Vergehen, so groß sie auch sind. Wenn wir gefehlt haben, soll uns nichts zu schwer seyn, den Fehler, so viel möglich, wieder gut zu machen. Jedoch können wir jetzt noch nichts beschließen, bis wir gehört haben, was dein Onkel, der Feldmarschall, der die Klage gegen das Mädchen gestellt hat, und der auch gegen dich sehr aufgebracht seyn wird, zu der Geschichte sagen wird. Für jetzt ist es genug, vorläufig an das Stadtgericht zu schreiben.“ Der Vater schellte dem Bedienten, und befahl ihm, den Amtmann zu rufen. Dieser erschien augenblicklich, sehr verwundert, was so spät und so schnell noch ausgekommen sey. Adolphs Vater sagte: „Eben erhielt ich ganz zuverläßige Nachrichten, die Mathilde Hell sey ganz und gar unschuldig. Derjenige, der ihr unter einem angenommenen Namen den Ring geschenkt hat, bekannte dieses selbst, freiwillig und unaufgefordert ein.“

„Unschuldig!“ rief der Amtmann. „Ists möglich? Ich hätte das nicht gedacht. Doch, Gottlob, daß es noch zu rechter Zeit aufkam, und das Gericht sich keines ungerechten Urtheils schuldig machte. Aber der Mensch, der unter einem erlogenen Namen ihr einen gestohlenen Ring schenkte, ist ein ausgemachter Spitzbube! Unter meiner Gerichtsbarkeit sollte er stehen! Ich würde ihm das Lügen und Stehlen vertreiben.“ Adolphs Vater, der ungeachtet seines Ernstes sich kaum des Lächelns enthalten konnte, sprach: „Bst, stille, stille! Nicht so laut! Er könnte es hören!“ „Ei,“ rief der Amtmann, „er soll es hören. Ich sag' es ihm unverhohlen in das Gesicht, er sey ein Lügner und Dieb.“

Adolphs Vater sprach zu dem Amtmanne: „Nun genug davon; lassen wir das! — Ich trage Ihnen hiemit auf, unverzüglich an das Stadtgericht zu schreiben: Es seyen Entdeckungen gemacht worden, aus denen hervorgehe, daß die Mathilde

Hell an dem ihr angeschuldigten Diebstahle durchaus keinen Antheil habe, und gänzlich unschuldig sey. Nähere Aufschlüsse, die zu geben in dem gegenwärtigen Augenblicke nicht möglich sey, würden folgen. Das Stadtgericht wolle sich, wegen Dringlichkeit der Sache, einstweilen mit dieser vorläufigen Anzeige begnügen und alles weitere gerichtliche Verfahren gegen die unschuldig Angeklagte einstellen. Dieses Schreiben, Herr Amtmann, wollen Sie, in gehöriger Form, mit Siegel und amtlicher Unterschrift, noch heute Nacht an das betreffende Gericht durch eine Staffette absenden."

Der Amtmann versprach, es zu thun, verbeugte sich und ging. Adolph athmete wieder leichter, wiewohl er nicht ohne Sorgen war, ob das amtliche Schreiben an das Stadtgericht noch frühe genug eintreffen werde. Die Mutter sagte getrost: „Ich hoffe, es soll noch Alles gut gehen. Allein aus Adolphs Heirath mit dem Mädchen wird nichts." Der Vater aber sprach:

„Auch der Marschall wird entgegen seyn. Ja, Adolphs ganzes Betragen wird ihm im höchsten Grade mißfallen, und wir werden bey dem alten, hitzigen, gewaltigen Kriegshelden, dessen militärisches Ehrenzeichen Adolph entehrte, noch einen harten Stand haben.“

4.

Mathildens Gefangenschaft.

Mathilde befand sich bereits ein Jahr in einem kleinen Stübchen hoch oben im Rathhause, nahe unter dem Dache. Anfangs fiel es ihr recht schwer, sich aus prächtig tapezirten Zimmern hieher, zwischen diese vier kahlen Wände, versetzt zu sehen. Da sah man weder einen Spiegel, noch ein Gemälde. Ein uralter eichener Tisch, ein eben so alter, mit Leder überzogener Sessel, ein Bett in einer schwerfälligen Bettlade und ein schwarzbrauner, irdener Ofen machten die ganze Einrichtung aus. Das kleine runde Fenster war stark mit Eisen vergittert; sie konnte von da aus, nur über eine Menge Dächer der Stadt hin, in eine ferne Gegend sehen. Noch härter konnte sie sich in die tiefe Ein-

samkeit finden, und des freundlichen Umgangs mit ihrer gnädigen Frau, ihrer zweiten Mutter, und aller menschlichen Gesellschaft entbehren. Sie sah den ganzen Tag keinen Menschen. Nur die alte Magd des Rathhausdieners, die aber so wenig sprach, daß sie Anfangs gar stumm schien, brachte ihr täglich das kleine Mittagsmahl und Abendessen, und ein steinernes Krüglein mit Wasser. Die Magd kam aber nie zu ihr hinein; denn die Thüre war fest verschlossen. Die Speisen wurden durch eine kleine Maueröffnung hereingeboten, die sogleich wieder zugemacht wurde. Noch ganz besonders bedauerte Mathilde, daß sie kein Buch und keine Arbeit hatte. Sie weinte die ersten Tage sehr viel und betete beständig.

Nach und nach gewöhnte Mathilde sich jedoch immer mehr an dieses stille, einsame Leben, und fand, daß es für sie nicht ohne Segen sey. „Es ist mir doch nicht Alles genommen," sagte sie; „ich habe sogar noch manches Angenehme. Ich sehe von

dieser Höhe aus alle Tage die aufgehende Sonne und bei Nacht den freundlichen Mond und die goldenen Sternlein. Zwischen den Dächern der Häuser ragt hie und da ein Fruchtbaum empor. Auch die fernen grünen waldigen Berge, und der breite bläuliche Strom, der durch das reich angebaute Thal fließt, sind sehr schön anzusehen. — Ich bin zwar aus allem Umgange mit Menschen herausgerissen. Allein die vielen alltäglichen Gespräche über Nichts ließen mir oft Verstand und Herz recht leer. Die Schmeicheleien aber, die mir in Gesellschaften gesagt wurden, hätten mich zuletzt noch eitel und zu einer eingebildeten Närrin, also zu einem recht armseligen Geschöpfe machen können. Wie gerne vergesse ich solcher geschwätzigen Fräulein und fader Schmeichler! Den Umgang aber mit guten, edlen Menschen kann ich im Geiste noch immer fortsetzen. Wie mancher weisen Worte meiner geliebten Eltern und meiner gnädigen Frau erinnerte ich mich hier in meiner Einsamkeit schon mit Freuden, und es war

mir nicht anders, als vernehme ich sie jetzt noch aus ihren Lippen. Und was das Allerbeste ist, so kann ich beständig den innigsten Umgang mit Gott haben — Ihm meine Nöthen und Leiden klagen, Ihm vertrauen, zu Ihm flehen! O es ist ein wahres Wort: Noth lehrt beten! In den Leiden lernt man Gott erst recht kennen; darum läßt Er sie über uns kommen. Leiden kommen von Gott und führen zu Gott! Wenn ich es mir recht kräftig und lebhaft vorstellte, wenn ich es recht zu Herzen faßte, Gott habe dieses Leiden über mich kommen lassen, wenn ich in diesem festen Glauben und Vertrauen meine Zuflucht zu Ihm nahm, wenn ich mich Ihm ganz übergab, wenn ich mich gleichsam in Ihn versenkte — wie selig fühlte ich mich in Ihm. Aller Kummer, alle Sorgen verschwanden; mein Trost war unbeschreiblich."

Mathilde bat die Magd, ihr ein Erbauungsbuch zu bringen. Die Magd erfüllte diese Bitte recht gern und brachte so-

gleich ihre ganze Bibliothek — ein altes Gebetbuch und die Evangelien und Episteln für alle Sonn- und Festtage. In dem Gebetbuche fand Mathilde mehrere Psalmen, die sie längst kannte, allein jetzt, im Leiden, in ihrer großen Betrübniß war es ihr, als läse sie diese heiligen Gesänge das erste Mal. „Jetzt erst verstehe ich sie,“ sagte sie, „jetzt erst gehen sie mir recht zu Herzen. Wer nicht in ähnlichen Nöthen und Aengsten gewesen ist, wie David, kann diese Ergießungen seines frommen, auf Gott vertrauenden Herzens nicht recht verstehen, nicht mitempfinden. Die Erfahrung, die Noth, die beten lehrt, ist eine treffliche Schriftauslegerin. Kein Gelehrter, kein Professor kann die Psalmen so gut auslegen. Jetzt erst, in meiner Angst, in meinen Leiden kann ich solche Seufzer zum Himmel schicken, wie David. Jetzt erst ist mir manches Wort ein köstlicher Balsam für mein von Leiden verwundetes Herz.“

„Wie oft habe ich die Worte schon ausgesprochen, aber noch nie so wie jetzt em-

pfunden: O Gott, achte doch darauf, mir zu helfen; Herr, eile mich zu erretten! — Auf dich, o Herr, hoffe ich! Laß mich nicht zu Schanden werden! Befreie und erlöse mich! Neige dein Ohr zu mir und rette mich! Sey Du, o Gott, mein Beschützer, sey Du mir die sichere Stätte, wohin ich mich retten kann! Ja, Du bist mir eine feste Burg, meine Zuflucht bist Du!"

„Erbarme Dich meiner, o Herr! denn meine Seele ist tief bekümmert! Ich bin müde von Seufzen; ich weine ganze Nächte hindurch und benetze mein Lager mit Thränen. Ach, Herr, wie lange säumest Du, mich zu retten! Wende Dich, o Herr, zu mir und errette mein Leben! Hilf mir um Deiner Barmherzigkeit willen!"

Auch die Worte der Ermahnung, die David den Leidenden und Bedrängten zuruft, gingen ihr tief zu Herzen. Wie oft wiederholte sie die Worte: „Nahe ist der Herr denen, die eines bedrängten Herzens

sind, und denen, die eines gebeugten Geistes sind, hilft Er.“ —

„Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf Ihn, und Er wird's wohl machen. Er wird deine Unschuld hervorführen wie das Morgenlicht, und dein Recht klar machen, wie den hellen Mittag. — Gott ist unsere Zuflucht und Stärke, ein Erretter aus allen Trübsalen, die uns getroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wenn auch die Erde erbebte und die Berge versänken in die Tiefe des Meeres.“

Die Evangelien las sie mit großer Andacht. „Es ist sehr schön,“ sagte sie, „daß an den Festen des christlichen Kirchenjahrs uns die wichtigsten Begebenheiten aus dem Leben und Leiden Jesu vorgestellt werden, und daß aus den heiligen Evangelisten die Erzählungen, die sich darauf beziehen, ausgehoben worden. Ja, in den sonntäglichen Evangelien kommt wohl das Merkwürdigste von den Lehren und Thaten Jesu vor.“ Sie durchging so die ganze Geschichte Jesu.

Manches Wort Jesu war in ihrer Lage ihr eine kostbare Perle von unschätzbarem Werth. Mit gerührtem Herzen las sie die Worte Jesu: „O ihr alle, die ihr mühselig und beladen seyd, kommet zu mir und ich will euch erquicken.“ Sie faltete die Hände und betete: „O Herr, auch ich bin mühselig und beladen, auch ich komme zu Dir, o erquicke Du mich. Eben so drangen ihr die Worte Jesu tief ins Herz: „Ihr werdet trauern und weinen, aber eure Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden — und Niemand wird euch eure Freude mehr nehmen.“

Viele Handlungen Jesu, die sie wohl immer mit Andacht gehört oder gelesen hatte, machten jetzt einen tiefern Eindruck auf ihr Herz. Es brachte ihr zum Beispiele großen Trost, als sie da las, wie das Schifflein, auf dem Jesus mit Seinen Jüngern über den See fuhr, von einem furchtbaren Sturmwinde ergriffen wurde, und die Wasserwellen über dem Schifflein zusam-

men schlugen und die Jünger riefen: „Herr, rette uns, wir gehen zu Grunde!“ Und wie Jesus zu ihnen sprach: „Warum seyd ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen?“ Und dann aufstand und dem Winde und Meere gebot und eine große Stille entstand. „Ach,“ sagte sie, „nicht nur auf dem Meere, auch im menschlichen Leben kommen Stürme über uns; auch da können die Menschen, so wie ich jetzt, in Gefahr kommen, zu Grunde zu gehen. Allein es ist Einer, der ihnen gebieten kann. Ich will also nicht kleingläubig und furchtsam seyn. Ich will voll Glauben und Vertrauen rufen: „Herr, rette mich!“ und Er wird den Sturm stillen.“

Auch die Episteln, die Stellen aus den Briefen der Apostel, die sie bisher wenig gelesen hatte, gewährten ihr Belehrung und Trost. „Manche dieser kurzen Stellen“ sagte sie, „ist mir ein ganzer Brief, der an alle Menschen, und besonders an mich geschrieben ist. O wie tröstlich sind schon die

wenigen Worte des Apostels Paulus, wie erheben sie unser Herz zum Himmel: „Ich halte dafür, daß alle Leiden dieser Zeit in keinen Vergleich kommen dürfen mit jener Herrlichkeit, die einst an uns wird offenbar werden!“ „Ach,“ sagte sie, „diese Episteln, so wie die heiligen Evangelien, befinden sich in jedem Hause, in jeder Hütte. Welch großen Schatz hätten die Menschen daran, wenn sie ihn recht zu schätzen wüßten.“

In der Folge kam die Rathhausdienerin an die kleine Oeffnung in der Mauer, durch die man Mathilden die Speisen reichte, und sprach: „Meine Magd hat mir gesagt, daß Sie so gerne lesen. Da bringe ich Ihnen noch ein Büchlein, die Nachfolge Christi. Man nennt es mit Recht ein goldenes Büchlein. Es ist in Wahrheit mehr werth als Gold.“ Mathilde fand großen Trost darin. Manches Kapitel stimmte so mit dem Zustande ihres Herzens überein, als sey es einzig für sie geschrieben. Sie konnte sich darin nicht satt lesen. Gar

oft kamen ihr Thränen in die Augen, und sie blickte dankbar zum Himmel!

Mathilde erhielt, ihrem Wunsche gemäß, nunmehr auch Arbeit. Man gab ihr Strickgarn und Stricknadeln, in der Folge ein Spinnrädlein, und endlich auch feine Nähtereien, weil sie sagte, daß sie sich darauf verstehe. Man bewunderte ihre Arbeiten. Sie theilte die Stunden des Tages nun ein, in Beten und Arbeiten. Sie las abwechselnd bald in dem einen, bald dem andern ihrer Andachtsbücher, und dann strickte, spann oder nähte sie wieder. Sie hatte zwar keine Uhr in ihrem Stübchen; sie sah aber auf die Uhr eines Kirchthurms, deren Ziffer, besonders am Morgen, wie Gold glänzten. Es fiel ihr das Sprüchwort ein, Morgenstund' hat Gold im Mund. Sie widmete daher vorzüglich die goldenen Morgenstunden dem Beten und Lesen. Von nun an hatte sie keine lange Weile mehr.

Auch ihr kleines Stübchen kam ihr viel freundlicher vor, als Anfangs. „Die Wände," sagte sie, „sind zwar kahl und leer,

aber doch schön hell und weiß. Die Aussicht von dem kleinen Fenster könnte kaum schöner seyn. Und wozu brauchte ich einen Spiegel? Meine selige Mutter warnte mich oft, nicht so viel in den Spiegel zu gaffen. Das mache, sagte sie, die Mädchen nur eitel; besser sey es, in dem Worte Gottes die Gestalt der Seele zu betrachten. Auch bedarf ich eben keiner Gemälde, so gern ich sie sonst beschaute. Ich kann mir, denke ich, alle die heiligen Geschichten so schön vorstellen, als je ein Maler sie auf der Leinwand darstellen kann."

Großen Trost, ja hohe Freude empfand Mathilde oft im Schlafe. Da sie ein reines, schuldloses Herz hatte, und den Tag über sich nur mit frommen, heiligen Gedanken beschäftigte, so waren auch ihre Träume sehr lieblich und erheiternd. „Schon der Schlaf," sagte sie, „der unsern Kummer uns vergessen macht, und uns neue Kraft gibt, unsre Leiden zu ertragen, ist eine große Wohlthat Gottes. Noch größer wird diese Wohlthat durch tröstliche und belehren-

de Träume, dergleichen wir sogar in der heiligen Schrift aufgezeichnet finden.“ Mathilde erzählte in der Folge einige ihrer Träume in vertraulichen Abendgesellschaften mit Vergnügen.

Einmal, als sich der Winter sehr rauh eingestellt hatte, der Himmel mit trüben Wolken, alle Dächer mit Schnee — der Fluß mit Eis bedeckt, und die fernen Berge mit Nebel umhüllt waren, und sie selbst einen sehr schweren, traurigen Tag hatte, sagte sie: „Ich sehe wohl, auch in unsrer Seele ist nicht immer goldener Sonnenschein; auch da gibt es Wolken und Nebel, Kälte und Frost.“ In der folgenden Nacht träumte ihr, das kleine Fenster ihres Stübchens erweitere sich, und bilde einen großen, lichten Kreis. Die Eisengitter waren verschwunden. Sie hörte liebliche Harfen- und Orgeltöne. In dem lichthellen Kreise kam, zwischen goldenen und purpurnen Wolken, so herrlich und prachtvoll, wie sie es nie gesehen, die Sonne herauf. Die Sonne verschwand. Der Kreis verdunkelte sich,

und nun glänzte der freundliche Mond an dem nächtlichen Himmel und zahllose Sterne funkelten. Noch war die Erde mit Eis und Schnee bedeckt, aber sie schmolzen schnell hinweg. Duftige, segenreiche Wolken sendeten Thau und Regen herab; die fruchtbaren Bäume prangten mit Laub und Blüthen und Früchten, die waldigen Berge mit frischem Grün, und der Fluß strömte, vom Eise befreit, im Glanze der Sonne durch das Thal. Harfen- und Orgeltöne erklangen, während dieser Erscheinungen beständig, bald leise, bald mit Macht, und zugleich erhob sich mit unaussprechlich lieblichen Stimmen der Gesang: „Sonne, Mond und Sterne lobet den Herrn! Tag und Nacht lobet den Herrn! Eis und Schnee, Wolken und Nebel, Thau und Regen lobet den Herrn! Ihr fruchtbaren Bäume und ihr Bäume des Waldes, ihr Bäche und Flüsse, Berge und Thäler lobet den Herrn!“ Mathilde erwachte. „Das war ein himmlischer Gesang,“ sagte sie. „Ja, die ganze Schöpfung lobet den Herrn —

sie verkündet uns Seine Freundlichkeit und Seine große Macht und Herrlichkeit.“ Von nun an betrachtete sie durch ihr kleines Fenster Sonne, Mond und Sterne mit neuer Freude — und Anbetung des Schöpfers; Regenwolken und Nebel, Eis und Schnee waren ihr nicht mehr zuwider; auch in ihnen erkannte sie Gottes Weisheit und Güte.

Eines Abends ging Mathilde sehr bekümmert zu Bette. Sie wußte, am folgenden Tage werde sie wieder verhört werden. Diese Verhöre waren ihr recht zuwider, denn alle die vielen Fragen, die ihr sehr listig gestellt wurden, zielten nur darauf ab, ihren seligen Vater, den alten Einsiedler, ihren Adolph, und sie selbst recht schlecht zu machen. „Ach Du lieber Gott!“ seufzte sie öfter, „was für ein Ende wird dieses Alles noch nehmen! Was wird man noch Alles mit mir anfangen? Wie wird diese traurige verwickelte Angelegenheit noch ausgehen?“ Sie schlief unter Sorgen ein. Da wurde sie nun wieder durch einen lieb-

lichen Traum getröstet. Damals, als sie noch bei ihrem seligen Vater im Walde wohnte, wurde sie Morgens von dem Gesange der Vögel geweckt. Frau von Lilienthal hatte ihr erlaubt, damit doch wenigstens ein Vogel sie Morgens wecke, vor ihrem Fenster ine Lerche zu haben. Jetzt kam es Mathilden vor, sie befinde sich in dem schönen Zimmer, das die Frau ihr eingeräumt hatte. Und horch! — Jetzt war es ihr, als fange ihre Lerche mit menschlicher Stimme an zu singen:

Guten Morgen, guten Morgen!
Laß den lieben Gott nur sorgen.
Alles, Alles, was er thut,
Ist uns heilsam, ist uns gut.

Mathilde erwachte; die Morgensonne schien bereits in das Stübchen. Das Liedchen war Mathilden schon als einem Kinde bekannt. Sie hatte es öfter gesungen. Allein jetzt gewährte es ihr großen Trost. Sie ging, aller Sorgen frei, in das Verhör, und der untersuchende Rath bezeigte

ihr über ihre guten, vernünftigen Antworten seine Zufriedenheit.

Endlich lief bei dem Stadtgerichte das amtliche Schreiben ein: Mathilde sei unschuldig; Derjenige, der den entwendeten Ring ihr geschenkt habe, sey entdeckt. Der Gerichtsrath, der schon so viele Verhöre mit ihr vorgenommen hatte, eilte sogleich zu ihr, brachte ihr die freudige Nachricht, sagte aber dabei: Wiewohl für sie nichts mehr zu befürchten sey, so müsse sie doch, zu seinem Bedauern, noch einige Zeit in ihrem Stübchen hier bleiben, wiewohl nicht mehr in so strengem Verhaft. Man müsse abwarten, was weiters berichtet werde. Vermuthlich werde man den Dieb selbst einliefern, und er müsse dann über Einiges in ihrer Gegenwart verhört werden. Mathilde war über diese Nachricht theils hoch erfreut, theils tief betrübt. „Ach," dachte sie, „es ist nicht möglich, daß Adolph ein schlechter Mensch, ein Dieb sey. O wie fromm, wie geistreich tröstete er mich, als ich ihn das letzte Mal sah, über den Tod meines seli-

gen Vaters! Mit welcher tiefen Empfindung sprach er von dem ewigen Leben, von dem Wiedersehen nach dem Tode! Wie dringend forderte er mich auf, für ihn zu beten, daß er aus dem Kriege glücklich und unversehrt zurück kehren und mit mir in einer glücklichen Ehe leben möge! O gewiß, er ist ein guter Mensch." Sehr betrübt und bekümmert begab sie sich zur Ruhe. Und da hatte sie wieder einen tröstlichen, erheiternden Traum. Es kam ihr im Traume vor, sie erblicke jenen Ring, der ihr vor Gericht abgenommen worden, und ihr so lange Leiden zugezogen hatte, wieder an ihrem Finger und betrachte ihn. Es war genau derselbe grüne Edelstein von kleinen Diamanten umgeben. Es war ihr, als flüstere ihr guter Engel ihr in das Ohr: „Diese Steinlein, dem Thaue ähnlich, deuten auf deine vielen vergossenen Thränen; der grüne Edelstein, der mit der Farbe der Hoffnung glänzt, verkündet dir, daß deine Leiden dir Freuden bringen werden. Lies einmal die Inschrift. Dein Bräutigam ist,

wiewohl nicht ganz ohne Fehler, dennoch ein edler Mensch. Die Inschrift enthält nicht nur gute Wünsche, sondern auch eine Weissagung für dich und ihn.“ Mathilde las innen in dem Ringe, mit so winzig kleinen Buchstaben, als sie kein Grabstichel eines Künstlers so zart, und doch so deutlich, hätte zu Stande bringen können, die Reime eingegraben:

Euch erfreue
Immer neue
Lieb' und Treue.

Mathilde erwachte. Sie war von diesem Traume wunderbar getröstet. Sie mußte zur Zeit freilich noch im Gefängnisse bleiben. Sie war aber voll seliger Hoffnung. „Diesen Traum,“ sagte sie, „hast Du mir zugeschickt, lieber Gott. Ich hoffe nun, diese meine Leiden werden ein fröhliches Ende nehmen, und in Freude verwandelt werden.“

5.

Mathildens Befreiung.

Adolph begab sich indessen, mit schwerem Herzen und von seinen besorgten Eltern begleitet, zu seinem Onkel, dem alten Feldmarschall, der wieder auf seinem Schlosse Hainburg wohnte. Der Onkel hatte eine große Freude, seinen geliebten Neffen vollkommen hergestellt, als Rittmeister und auch mit einem, wiewohl nicht so prächtigen Orden, als der seinige war, geziert wieder zu sehen. Er umarmte ihn mit inniger Rührung. Allein die Eltern sagten: „Dies alles ist schön und erfreulich. Aber — einige hinkende Boten kommen nach.“ Sie erzählten die Geschichte des Ringes und des köstlichen Rubins. Adolph fürchtete, der Onkel werde, als ein heftiger Kriegsmann, höchst aufgebracht werden, wüthen und to-

ben. Allein es kam anders. „Sey es,“ sprach der Onkel, „daß der Edelstein in meinem Verdienstorden fort ist! Wenn ich mich je um meine Mitmenschen verdient gemacht habe, so kann mir doch dieses Verdienst nicht genommen werden! — Gottlob, daß an meinem redlichen Hubert, auf den ich ein so großes Vertrauen setzte, wie sonst auf keinen Menschen, keine Unredlichkeit erfunden wurde. Seine Ehrlichkeit ist mir mehr werth, als ein ächter Edelstein. Gottlob, daß Mathilde, die von meiner seligen Gemahlin Mathilde aus der Taufe gehoben wurde, und deßhalb auch den Namen Mathilde erhielt, in dieser Geschichte als durchaus unschuldig erscheint. Sie war, so oft wir in frühern Jahren, im Frühlinge oder Sommer auf einige Wochen hieher kamen, immer die liebste Gespielin meiner seligen Tochter und zeigte sich immer als ein frommes, gutes, untadeliches Mädchen von dem edelsten Herzen. Ich liebte das Engelskind Mathilde wie meine eigene Tochter. Gegen ihre Unschuld ist der kostbarste

Edelstein nichts — ganz und gar nichts. — Was dich betrifft, Adolph, so kann ich dein Betragen nicht anders, als sehr tadelnswerth und strafbar finden. Du hättest verdient, daß ich dich enterbe. Du hast dir große Abweichungen von dem geraden, rechten Wege erlaubt. Du hast dem guten Kinde unzählige Thränen verursacht; du hättest sie bald in das größte Unglück, ja sogar um das Leben gebracht. Du siehst da auch, wie die Lügen immer unselige Früchte bringen. Auch die kleinste Lüge ist ein böses Samenkorn, das zu einem Giftkraute aufschießen, weit um sich wuchern, und vielen Menschen verderblich werden kann. Doch, ich merke, du siehst dein Unrecht selbst ein. Also genug davon. Den Rubin betreffend, lege ich in meinem Alter und dem Grabe nahe, auf solche Dinge keinen so großen Werth mehr. In den Himmel, dahin ich zu kommen hoffe, kann ich den Orden doch nicht mitnehmen. Der Edelstein hätte aber auch dir nichts genützt; keines von euch hätte den Orden tragen

dürfen. Er wäre unnütz in einer Schublade gelegen, und ihr hättet ihn etwa nur hie und da einem Freunde zeigen können. Ich hätte zwar den Edelstein nicht um alle Schätze der Welt verkauft. Da er nun aber ohne mein Zuthun verkauft worden — so ist es mir auch recht. Die erlöste Summe kann, nachdem der Krieg euch beinahe arm gemacht, euch sehr gut kommen. Ich kann, was Adolph gethan hat, nun nachträglich noch gut heißen, und thue es hiemit. Was den Ring betrifft, den er Mathilden gegeben hat, so muß Adolph, wenn er je mein Erbe bleiben soll, sein gegebenes Wort halten; der Ring bleibt Mathildens Brautring.“ Adolph war über diese Entscheidung höchst entzückt, und Adolphs Eltern machten, wiewohl sie mit dieser Heirath jetzt noch nicht ganz zufrieden waren, doch nicht die geringste Einwendung dagegen.

Der Marschall ließ unverzüglich eine Urkunde an das Stadtgericht ausfertigen, in der er Mathilden an Entwendung des Ringes feierlich für unschuldig erklärte,

und seine Klage, als auf einem falschen Verdachte beruhend, zurück nahm. „Was du, lieber Adolph," sagte er, „mit diesem Blatte zu thun hast, brauche ich dir nicht erst zu sagen. Reise sogleich mit Extrapost ab. Was meiner schriftlichen Erklärung etwa noch beigefügt werden könnte, magst du dem Herrn Präsidenten des Gerichtshofes, meinem Freunde, mündlich anvertrauen; in die Urkunde gehört es nicht, so wie auch nicht vor das Stadtgericht. Die ganze Geschichte, sowohl mit dem Ringe als dem Rubin, fällt nunmehr meiner Gerichtsbarkeit anheim."

Mathilde befand sich indessen noch immer in ihrem Gefängnisse. Eines Tages saß sie voll froher Erwartung, aber doch nicht ganz ohne Furcht und Bangigkeit an ihrem Spinnrädchen — da öffnete sich auf einmal die Kerkerthüre und ein Offizier in prächtiger Uniform trat herein. Mathilde war nicht wenig befremdet — aber bald rief sie voll des höchsten Erstaunens: „Adolph!" Er war es. „Mathilde, liebste Mathilde!" sprach er,

„verzeih mir! Nicht ganz ohne mein Verschulden, aber ganz und gar gegen meine Absicht, habe ich so große Leiden über dich gebracht. Sieh' da, dieser verhängnißvolle Ring ist nun doch noch dein Brautring!" Adolph steckte ihr den Ring an den Finger. Beide grüßten sich auf das freudigste. Adolphs Eltern, die ihm gefolgt waren, standen, ohne daß Mathilde es sogleich bemerkt hatte, dabei. „Dies ist mein Vater, der Freiherr von Wildberg," sprach Adolph, „dies meine liebe Mutter, und du bist nunmehr ihre Tochter. „Mathilde war vor Erstaunen und Freude fast außer sich; sie konnte lange nicht reden. Endlich rief sie aus: „O Gott, wie gut bist Du! Du hast meine Unschuld an den Tag kommen lassen; Du rettest Alle, die Dir vertrauen." Vater und Mutter umarmten sie.

Jetzt trat der alte, ehrwürdige Präsident des Gerichtshofes herein. Er sprach hoch erfreut und sehr gerührt: „Wir sind Ihnen, mein Fräulein, eine öffentliche Ehrenerklärung schuldig. Sie hatten, da der Schein ganz gegen Sie war, Vieles zu lei-

den. Ich muß Ihnen aber das Zeugniß geben, daß Sie Ihre unverschuldeten Leiden mit himmlischer Geduld übertragen haben. Der gütige Gott, der, wie ich denke, diese Leiden nur zu Ihrer Veredlung über Sie kommen ließ, wird Sie Ihnen reichlich vergüten. Nach Leiden sendet Er Freuden. Kommen Sie jetzt mit mir. Ich sehe es als meine Pflicht an, Sie aus diesem Gefängnisse zu führen. Ihr Herr Bräutigam wird mir erlauben, Ihnen meinen Arm zu bieten."

Der Präsident führte sie in den großen Saal des Rathhauses. Sämmtliche Räthe waren da versammelt und noch viele Herren und Frauen. Einer der Räthe verlas mit lauter Stimme die Urkunde des Marschalls, und die sich darauf beziehende Entschließung des Stadtgerichtes. Alle Anwesende wünschten Mathilden Glück. Als Mathilde an dem Arme des Präsidenten aus der Pforte des Rathhauses trat, erblickte sie eine unermeßliche Menge Volkes; die ganze Straße war voll Menschen. Denn weil Mathilde fast allgemein für eine Tochter der Frau

von Lilienthal gehalten wurde, so hatte ihre Gefangennehmung das größte Aufsehen erregt. Viele hatten gemeint, man werde sie hinrichten. Die Nachricht, sie sey unschuldig, verbreitete sich sogleich durch die ganze Stadt; Jedermann wollte sie sehen. Der Vorplatz vor dem Eingange in das Rathhaus war um einige Staffeln über die Straße erhöht. Mathilde konnte daher die ungeheure Menge von Menschen mit Einem Blick überschauen; auch sie konnte von Allen gesehen werden. Aller Augen waren auf sie gerichtet. In Vieler Augen standen Thränen; denn man sah es der guten Mathilde, die recht als ein Bild der leidenden Unschuld und schüchternen Bescheidenheit da stand, wohl an, wie sehr der Kummer in ihrer langen Gefangenschaft ihre Gesundheit angegriffen habe. Der Präsident richtete einige Worte an das versammelte Volk, bezeugte öffentlich Mathildens Unschuld und sagte mit Wenigem Vieles zu ihrem Lob. Sie aber schlug die Augen nieder und reichliche Thränen flossen über ihre bleichen Wangen.

Hierauf fuhren zwei offene, sehr prächtige Wagen vor. In den ersten mußten Mathilde und Adolph sich setzen; der Präsident fuhr rückwärts, um das edle Brautpaar, Mathilden und ihren künftigen Gemahl, zu ehren. In dem andern Wagen saßen Adolphs Eltern und die zwei ältesten Stadträthe. Man fuhr vor das Haus der Frau von Lilienthal, bei der Mathilde, als bei ihrer zweiten Mutter, vor ihrer Gefangennehmung zu Hause war. Der Präsident hatte der edlen Frau die Nachricht von Mathildens Unschuld unverzüglich mitgetheilt und sie auch von Allem, was auf dem Rathhause vorgehen werde, unterrichtet. Die Frau stand deshalb, Mathilden erwartend, schon unter der Hausthüre, hob Mathilde aus dem Wagen und schloß, Freudenthränen vergießend, sie in ihre Arme. Sie begrüßte hierauf Adolph und dessen Eltern, die sie schon länger kannte, auf das herzlichste, und lud sie ein, einige Tage bei ihr zu bleiben. Das freundliche Anerbieten wurde angenommen, jedoch unter der Bedingung, daß Frau von Lilien-

thal dann mit ihnen nach Wildberg reise, um das Hochzeitfest mit ihrer Gegenwart zu beehren, was die edle Frau sogleich mit der größten Freude versprach.

Die Frau von Lilienthal begleitete ihre werthen Gäste in die ihnen bereiteten Zimmer. Mathilden führte sie in das Zimmer, in dem diese früherhin gewohnt hatte. Sobald Mathilde mit ihrer geliebten Pflegemutter sich allein sah, fiel sie ihr zu Füßen und flehte mit heißen Thränen: „O liebste Mutter, verzeihen Sie mir doch, daß ich von jenem Greise, vor dem ich Ehrfurcht hatte, mich unter einem fremden Namen in Ihr Haus einführen ließ. Ich habe dadurch Sie tief betrübt und mir selbst große Leiden zugezogen.“ Die Frau hob sie auf, schloß sie in die Arme und sprach: „Alles ist vergeben und vergessen. Auch dem alten Einsiedler habe ich, wiewohl es mich etwas schwer ankam, verziehen, daß er mich so hinterging. Er hatte viele ausgezeichnet gute Eigenschaften. Er wollte allen Menschen wohl, und keinem übel. Allein aus lauter Wohlwollen gegen

die Menschen scheint er den Grundsatz angenommen zu haben, um Jemanden einen Dienst zu erweisen, dürfe man sich schon eine kleine Lüge erlauben. Ich aber bin nicht dieser Meinung. Wir dürfen, in der Absicht Gutes zu stiften, nie das geringste Böse thun. Doch, was der alte Mann gethan hat, ist nun vorbei; Gott hat es so zugelassen. Gott wollte, wie wir in vielen, auch in den heiligen Geschichten dergleichen Beispiele lesen, dich durch diese Erniedrigung auf deinen höhern Wirkungskreis vorbereiten. Werde nun wie Du in deiner Erniedrigung und deinem Unglücke ein Bild der Geduld gewesen bist, jetzt in deiner Erhebung und deinem Glücke ein Bild der Bescheidenheit — und der Wohlthätigkeit gegen alle Leidende und Bedrängte.

Als Adolph mit seiner Braut, seinen Eltern und der Frau von Lilienthal auf dem Schlosse Wildberg ankam, fand er ein Schreiben des Marschalls, der sich von Pyrmont, schon vor längerer Zeit, wieder auf sein Schloß Hainburg begeben und es seit der Zeit nie

mehr verlassen hatte. Er lud Alle dringend ein, weil er in seinem hohen Alter nicht wohl nach Wildberg kommen könne, die Hochzeit in Hainburg zu feiern. Er hatte das Schreiben durch seinen Kammerdiener gesendet, damit man mit diesem seinem treuen Diener, der jede erforderliche Auskunft zu geben wisse, alles Nöthige verabreden könne. Drei Tage vor der Hochzeit reisten alle nach Hainburg.

Am Morgen des Hochzeitfestes sprach der Marschall zu seinem Kammerdiener: „Heute ziehe ich — wohl zum letzten Male! — meine prächtige Staatsuniform an. Mit meinem Ordenskreuze aber befinde ich mich in großer Verlegenheit. Ich weiß nicht, was ich thun soll. Leg' ich es nicht an, so wird jeder Hochzeitgast es an meiner Brust vermissen. Lege ich es aber an, so werden die Gäste sogleich den falschen Stein wahrnehmen. — Es war doch ein toller Streich von dem Adolph, daß er den schönen Rubin verhandelte. Ich mochte seit dieser Zeit den Orden gar nicht mehr ansehen. Anstatt mich

an meine tapfern Kriegsthaten zu erinnern, bringt der Orden mir Adolphs schlechte Handlung, die ich gern ganz vergessen möchte, wieder ins Andenken. Anstatt, daß der Orden mir zur Ehre gereiche, verkündet er Adolphs Schande."

Der Kammerdiener brachte das Ordenskreuz. „Legen Sie es immerhin an," sagte er lächelnd; „sehen Sie es nur einmal recht an! Der Rubin nimmt sich so übel nicht aus." „Wie? Was? Was soll das seyn? rief der Marschall erstaunt. „Ists möglich! Das ist ja wieder der alte, ächte Edelstein, jener herrliche Rubin! Gieb einmal her! Ich traue kaum meinen Augen." Er nahm den Orden dem Kammerdiener aus der Hand, ging damit an das Fenster, und rief höchst erstaunt: „Ja wahrhaftig, er ists! Er funkelt mit dem nemlichen rothen Glanze so hell und feurig wie Glut. Sag' einmal an, was ist da vorgegangen?"

Der Kammerdiener erzählte: „Als der Herr Rittmeister Adolph letzthin mit seinen Eltern in der Residenz war, um Fräulein

Mathilde abzuholen, begegnete ihm ganz unvermuthet jener Juwelenhändler, dem er den Rubin verkauft hatte, und der auf seiner Handelsreise eben dort angekommen war. Adolph drückte sein Bedauern aus, ihm den Rubin verkauft zu haben. „Den schönen Edelstein," sagte der Handelsmann," können Sie wieder haben. Der Russe, der ihn von mir gekauft hat, verkaufte ihn mir wieder. Seine Frau Gemahlin, die eine sehr veränderliche Dame ist, fand nur so lange Gefallen an dem herrlichen Steine, als sie ihn nicht hatte. Sie hatte bald keine Freude mehr daran, und zuletzt war ihr der schöne Juwel gar zuwider. Als ich vorigen Monat in Petersburg war, in ihr Haus kam und meine Waaren auslegte, bat die Frau ihren Gemahl, ihr zwei goldene, mit Diamanten besetzte Armbänder, die ihr ganz ausnehmend gefielen, zu kaufen, und den Rubin, der in eine goldene Vorstecknadel gefaßt war, daran zu geben. „Wenn Euer Gnaden," hat der Handelsmann zu dem Herrn Rittmeister gesagt, „den Stein wün-

schen, so steht er Ihnen für die nemliche Summe, die ich Ihnen dafür gab, zu Gebot. Die goldene Fassung gebe ich Ihnen noch obendrein in den Kauf.“ Herr Adolph erhob das in der Bank angelegte Geld, der Kaufmann kam zu ihm auf sein Zimmer, übergab ihm den Edelstein, und nahm das Geld in Empfang. Sobald nun Adolph mich neulich in Wildberg erblickte, nahm er mich mit auf sein Zimmer und trug mir auf, durch den Goldarbeiter, der erst seit kurzer Zeit da unten in dem Flecken Hainburg wohnt, ganz in Geheim, anstatt des falschen den ächten Rubin in den Ordensstern einfügen zu lassen, was denn auch der geschickte Künstler, sogleich in meinem Beiseyn, glücklich zu Stande brachte.“

Der alte Marschall hörte der Erzählung mit innigem Vergnügen zu; sein Angesicht leuchtete von Freude. „Das ist schön von dem Adolph, das gefällt mir, das lob' ich!“ sagte er öfter. „Es ist sehr edel, daß Adolph die bedeutende Summe Geldes, die ich ihm bereits geschenkt hatte, freiwillig und freu-

dig dahin gab, seinen alten Onkel mit einer unerwarteten Freude zu überraschen, und das mir zugefügte Unrecht wieder gut zu machen. Möchte doch jeder Mensch begangenes Unrecht so vergüten! Der Adolph ist doch ein trefflicher Junge. Von seiner Kindheit an hat er mir schon viele Freude gemacht, und ich hielt immer viel auf ihn. Und welche Freude hatte ich, daß er sich im Felde so tapfer gehalten hat, und als Rittmeister zurück kam! Zwar muß ich bekennen, die Falschheit, die er mit Verwechslung der Steine an mir beging, hat diese Freude nicht wenig getrübt. So zufrieden ich sonst in allem mit ihm war, so fühlte ich dennoch beständig etwas gegen ihn in meinem Herzen. Aber nun ist diese geheime Empfindlichkeit ganz weg; nun hat er wieder mein ganzes Herz. Mit dem falschen Steine ist das Andenken an Adolphs Falschheit ganz bei Seite geschafft; dieser ächte Edelstein erinnert mich nur mehr an Adolphs edle Handlung."

Kaum hatte der Marschall dieses gesagt,

so kam Adolph mit seiner Braut und seinen Eltern in das Zimmer, und wünschte seinem Onkel einen guten Morgen. Der Marschall erhob sich schnell aus seinem Lehnsessel, eilte auf Adolph zu, umarmte ihn, und drückte ihn fest an die Brust. Zu Mathilde sagte er: „Sie bekommen einen edlen Mann zum Gemahl.“ Hierauf sprach er, auf seinen Orden deutend, zu Adolphs Eltern: „Was halten Sie von diesem Rubin?“ Der Vater rief: „Wie, diesen Stein haben Sie für falsch gehalten? Ich setze meinen Kopf daran, er ist ächt!“ Die Mutter sagte: „In meinem Leben habe ich keinen schönern Rubin gesehen! O wie glühendroth, wie glänzend ist er! Du hast Dich, mein lieber Bruder, sehr getäuscht, daß du diesen Stein für falsch halten konntest.“ „Ich habe mich nicht getäuscht,“ sprach der Marschall. „Adolph hat mich täuschen wollen; diesen Stein hier habe ich nie für falsch gehalten. Adolph hatte diesem ächten Steine einen falschen untergeschoben. Er hat aber seinen Fehler wieder gut ge-

macht und den falschen Stein wieder entfernt. Er hat den ächten Edelstein wieder herbei geschafft und ihm die gebührende Stelle angewiesen. So wollen wir, wenn wir uns je einer Unredlichkeit bewußt seyn sollten, es auch machen. Alle Falschheit sey von uns verbannt; alle Unredlichkeit, alle Verstellung, alle nur anscheinende Tugend, alle Scheinheiligkeit bleibe auf immer fern von uns. Nur die altdeutsche Redlichkeit, nur unverstelltes Wohlwollen gegen unsre Mitmenschen, nur wahre Tugend, nur ächte Frömmigkeit, nicht Frömmelei, nur wahrhafte Gottesfurcht erfülle unser ganzes Herz. Diese sind die kostbarsten Edelsteine, die sowohl in dieser als jener Welt einen unbestreitbaren, vollgültigen Werth haben. Sie sind feuerfester, als alle Diamanten, die einst alle hinwegschmelzen werden, wenn einmal dieser Erdkreis im Feuer vergeht; sie sind unendlich schätzbarer als hier dieser, mir aufs Neue sehr werthe Rubin und als alle Edelsteine in der ganzen Welt.“

Schmid

B3.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmid, Christoph <<von>>,

Das hölzerne Kreuz und die Edelsteine 2 Erzählungen

Augsburg 1843

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Schmid 241
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279505-3